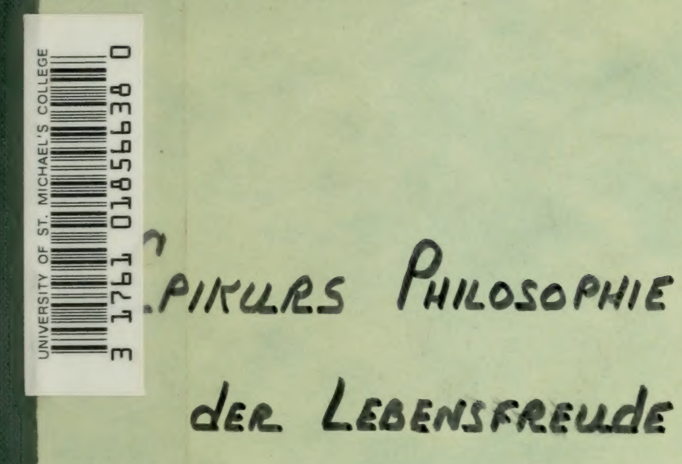


Epikurs Philosophie der Lebensfreude

by

H. Schmidt

Epikurs Philosophie der Lebensfreude

KTA

Kröners Taschen-Ausgabe

KRÖNERS TASCHENAUSGABE

ERNST HAECKEL: Die Welträtsel

Haeckels „Welträtsel“ sind für die denkenden, ehrlich die Wahrheit suchenden Gebildeten aller Stände bestimmt; sie enthalten den Abriß einer zeitgemäßen, naturwissenschaftlichen Weltanschauung.

Band 1 Gebunden M 270.—

Epiktets Handbüchlein der Moral

Das Handbüchlein Epiktets ist ein Buch, das zu allen Zeiten Kraft und Trost gespendet hat: es könnte und sollte auch heute volkstümlich sein.

Band 2 Gebunden M 180.—

B. CARNERI: Der moderne Mensch

Das vortreffliche Buch erfüllt in wahrhaft klassischer Form seinen Zweck, das sittliche Leben des Menschen auf der Grundlage monistischer Weltanschauung auszugestalten. Es ergänzt Haeckels Welträtsel aufs glücklichste.

Band 3 Gebunden M 180.—

Marc Aurels Selbstbetrachtungen

Das Tagebuch des Kaisers Markus Aurelius Antonius ergänzt Epiktets Handbüchlein. Der innere Adel des Verfassers verleiht dem Buche seinen ewigen Wert.

Band 4 Gebunden M 180.—

SENECA: Vom glückseligen Leben

Die Großartigkeit seiner Weltanschauung, die Erhabenheit seiner sittlichen Forderungen machen den Stoizismus an sich anziehend genug; in Senecas Darstellung wird sein Studium zu einem ästhetischen Genuß.

Band 5 Gebunden M 180.—

SAMUEL SMILES: Der Charakter

Smiles bietet eine gesunde Kost, die wohl geeignet erscheint, den Geist zu kräftigen. Seine Lebensweisheit steht fest auf der Erde und lehrt die Aufgaben, die das Leben dem Menschen stellt, energisch u. zielbewußt anpacken.

Band 7 Gebunden M 180.—

Gracians Handorakel u. Kunst d. Weltklugheit

Deutsch von A. Schopenhauer. Hrsg. von Dr. H. Schmidt

Gracians Handorakel ist geeignet, das Handbuch aller derer zu werden, die ihr Glück zu mehren bemüht sind, denen es mit einem Male und zum voraus die Belehrung gibt, die sie sonst erst durch lange Erfahrung erhalten.

Band 8 Gebunden M 180.—

...er 1922 Preisveränderungen vorbehalten

Kröners Taschenausgabe

Epikurs Philosophie der Lebensfreude

Herausgegeben von
Prof. Dr. Heinrich Schmidt (Jena)

16.—20. Tausend



Alfred Kröner Verlag in Stuttgart
1921

Druck von Ernst Hedrich Nachf., G. m. b. H., Leipzig

Inhalt.



Vorbemerkung.

Der Darstellung der epikureischen Philosophie, die auf den folgenden Blättern gegeben wird, liegen die nachstehenden Bücher und Schriften zugrunde:

Usener, Epicurea. Leipzig 1887.

Huebner, Diogenis Laertii de vitis, dogmatis et apophthegmatis clarorum philisophorum libri decem. Leipzig 1828.

Zeller, Die Philosophie der Griechen. Dritter Teil, erste Abteilung, erste Hälfte: Die nach-aristotelische Philosophie. 4. Auflage, herausgegeben von Ed. Wellmann. Leipzig 1909.

Zeller, Grundriß der Geschichte der griechischen Philosophie. 9. Auflage. Leipzig 1908.

Ueberweg-Heinze, Grundriß der Geschichte der Philosophie des Altertums. 8. Auflage. Berlin 1894.

Schwartz, Epikur, in: Charakterköpfe aus der antiken Literatur. Zweite Reihe. Leipzig 1910.

Guyau, La morale d'Épicure. Paris 1878.

Bahnsch, Des Epikureers Philodemus Schrift περὶ σημείων καὶ σημειώσεων. Lyck 1879.

Martha, Le Poëme de Lucrèce. VII. Ed. Paris 1909.
T. Lucretius Carus, Von der Natur der Dinge. Übersetzt von Karl Ludwig von Knebel. Leipzig (Reclam).
Liepmann, Die Mechanik der Leukipp-Demokritischen Atome (Leipziger Dissertation). Berlin 1885.
Fr. A. Lange, Geschichte des Materialismus. Kröners Volksausgabe (Bd. I). Leipzig.

Weitere Literatur ist im Text angegeben.

* * *

Welche Bedeutung wir der Philosophie Epikurs beimessen, das läßt sich am besten mit einem Wort von Nietzsche (Menschliches Allzumenschliches) aussprechen: „Noch jetzt meinen viele, der Sieg des Christentums über die griechische Philosophie sei ein Beweis für die größere Wahrheit des ersteren — obwohl in diesem Falle nur das Gröbere und Gewaltsamere über das Geistigere und Zarte gesiegt hat. Wie es mit der größeren Wahrheit steht, ist daraus zu ersehen, daß die erwachenden Wissenschaften Punkt um Punkt an Epikurs Philosophie angeknüpft, das Christentum aber Punkt um Punkt zurückgewiesen haben."

Aber nicht nur die Wissenschaft, auch das erwachende Leben knüpft wieder an den richtig ver-

standenen Epikureismus an. Der asketische Geist der christlichen Lebensauffassung, der so lange wie ein dumpfer Nebel über dem Leben der abendländischen und besonders der nordischen Völker lag, auch er beginnt zu weichen; Sinnenfreude und Sinnenlust, verdammt und verfehmt, unterdrückt und verleugnet unter der Herrschaft des Christentums, treten wieder in ihre schönen Rechte ein und durchdringen mit ihrem verklärenden und erwärmenden Schein den Ernst des Lebens, der sich dabei durchaus nichts zu vergeben braucht, vielmehr an heiliger Glut gewinnt. Sinne und Seele gleichermaßen in Schönheit und Kraft entwickelt und betätigt, lassen uns im Epikureismus zu jener hohen Lebensauffassung gelangen, die „mit Heiterkeit nach hohen Zielen wandelt“.

Aussee in Steiermark,
Ostern 1911.

Dr. Heinrich Schmidt.

Einleitung.

Seit dem Ende des fünften Jahrhunderts war das politische Schicksal Griechenlands hoffnungslos. In erstaunlich rascher Zeit war die griechische Kultur im siebenten und sechsten Jahrhundert zu einer Höhe emporgestiegen, die noch heute immer wieder die Blicke bewundernd auf diesem kleinen Volke ruhen läßt. Politik und Wirtschaft, Kunst und Philosophie lassen diese Höhe gleicherweise erkennen. Aber seit dem Ende des fünften Jahrhunderts war das politische Schicksal Griechenlands besiegelt: es führte zur Auflösung und zum Untergang. Dieselben Faktoren, welche es zur Höhe geführt hatten, wurden ihm zum Verderben: die räumliche Beschränktheit, die in den Stadtstaaten zum Ausdruck kam, und die Demokratie. Diese, die in der Blütezeit Griechenlands alle individuellen Kräfte mobil gemacht und zur Steigerung des Gesamtlebens nutzbar verwendet hatte, wuchs sich immer mehr zu einer demokratischen Massenherrschaft aus, in der unter der Maske der allgemeinen Gleichheit die Tyrannei der breiten Massen triumphierte oder derer, die durch Worte und Taten die Massen auf

ihre Seite zu bringen wußten. Jene, die Konzentration des Staatsgedankens auf die Stadt, machte es den Griechen unmöglich, im gegebenen Moment über den Horizont des engen Raumes hinauszugelangen. Dieser Moment war dann eingetreten, als für Griechenland das Stadium der Weltpolitik gekommen war: während und nach den Perserkriegen. Allzusehr an die engen Grenzen des Stadtstaates gewöhnt und gebunden, war es zu dieser Weltpolitik nicht fähig. Beide Umstände brachten in die Politik der griechischen Staaten eine solche Unsicherheit und Verworrenheit, daß sich schließlich die besseren und höher gebildeten Elemente vom öffentlichen Leben gänzlich zurückzogen, und das Feld den gewerbsmäßigen Politikern und Stellenjägern überließen. Schon der thukydideische Perikles klagt über die „ruhigen Bürger“, die sich der staatlichen Mitarbeit entzögen*).

Diese politischen Zustände spiegeln sich bereits, negativ, in dem Staatsideal Platos wieder, das den Philosophen die Herrschaft im Staate zuspricht; auch Aristoteles erwartet noch das Heil vom Staate selbst. Aber gegen Ende des vierten Jahrhunderts

*) Vergl. dazu Poehlmann, Grundriß der griechischen Geschichte, 4. Aufl. 1909, Kap. IX: Die innere Zersetzung der hellenischen Staatenwelt, sowie Kaerst, Geschichte des hellenistischen Zeitalters, II. Bd. 1909, V. Buch, Kap. 1: Die innere Umbildung der Kultur der Polis.

war die Erkenntnis allgemein: die Griechen sind nicht mehr zu retten.

Diese Erkenntnis bildet den Hintergrund der beiden großen Philosophenschulen, welche das untergehende Griechenland hervorgebracht hat: der stoischen und der epikureischen. Beiden ist gemeinsam die Zurückziehung des Individuums auf sich selbst, das individualistische Lebensideal. Beide wollen im Grunde nichts geben als eine Anleitung zum glückseligen Leben, und beide kommen darin überein, die Glückseligkeit als von äußeren Dingen unabhängig ganz in den Bereich der Eigenpersönlichkeit zu legen. Nicht mehr, wie früher, in der staatlichen Gemeinschaft besteht das Ideal, sondern in der persönlichen Unabhängigkeit und Ungebundenheit des Individuums, das aus eigener Selbstbestimmung sich seine Lebenszwecke setzt.

Wie die Stoiker ihr Lebensideal begründeten, ausmalten und zu verwirklichen suchten, zeigen Epiktet, Seneca und Mark Aurel*). Die Lehre Epikurs soll auf den folgenden Blättern ihre Darstellung finden.

*) Vergl. die Ausgaben dieser Stoiker in Kröners Taschenausgabe.

Epikur und die Epikureer.

Epikur wurde im Winter 342/1 auf der Insel Samos geboren, als Sohn des Atheners Neokles, der zehn Jahre vorher als Kolonist dorthin geschickt worden war. Sein Vater war nebenbei, wie berichtet wird, Elementarlehrer (Grammatodidaskalos), der den Kindern der Kolonisten das Lesen und Schreiben beibrachte; der Sohn soll ihm darin behilflich gewesen sein. Aber auch diese Kunst scheint nicht viel eingebracht zu haben, so daß auch noch die Mutter Chaerestrate sich gezwungen sah, das zum Unterhalt Nötige mit aufzubringen; sie tat es, wie man erzählt, indem sie in den Häusern umherzog und mit „Besprechungen", Hersagen mystischer Sprüche, böse Geister, Krankheitsgeister und dergleichen vertrieb; der Sohn soll sie auf ihren Umgängen begleitet haben.

Trotz der ärmlich beschränkten Verhältnisse seiner Eltern scheint der Sohn keine schlechte Ausbildung genossen zu haben. Es steht fest, daß er z. B. in seiner Jugend von dem Platoniker Pamphiles sowie von dem Demokriteer Nausiphanes unterwiesen worden ist. Wenn er später freilich von sich sagt, er sei das, was er geworden sei, ohne Lehrer durch

sich selbst geworden, so scheint das ein wenig günstiges Licht auf den Unterricht der beiden Philosophielehrer zu werfen und die häufige Erfahrung zu bestätigen, daß einer trotz seiner Lehrer ein tüchtiger Mensch werden kann. Vielleicht aber kommt in jener Behauptung auch eine gewisse Eitelkeit zum Ausdruck, an der es Epikur nicht gefehlt zu haben scheint. Sicher ist, daß der Unterricht des Platonikers bei ihm nichts gefruchtet hat, wenn man nicht einen durchgehenden Gegensatz seiner Philosophie zu der platonischen als eine annehmbare Frucht betrachten will; sicher ist ferner, daß die Philosophie Demokrits seiner Natur gemäß war, so sehr, daß er ihr später die Grundlagen seiner eigenen Philosophie entnahm. Davon wird noch zu reden sein.

Nach seiner eigenen Aussage war er vierzehn Jahre alt, als er zu philosophieren begann. Er las die Theogonie Hesiods und darin die Verse:

Kündiget mir, wie die Götter zuerst und die Erde geworden,
Flüsse dann auch und unendliches Meer mit brausender Wallung,
Leuchtende Sterne, sowie dort oben die Räume des Himmels,
Welche der Götter daraus entsproßten, die Geber des Guten . . .
All dies meldet, o Musen, und sagt mir: Was war denn zuerst?

Und zur Antwort geben die Musen:

> Erstes von allem war das Chaos, und aus dem Chaos ist alles entstanden.

Und der junge Philosoph fragt seine Lehrer: Wenn alles aus dem Chaos entstanden ist, woher ist denn das Chaos? Darauf konnten ihm seine Lehrer nichts antworten, was ihm genügt hätte, und von dem an begann der junge Epikur auf eigene Faust zu philosophieren, als Autodidakt, wie die Schulphilosophie mit einem Stich ins Verächtliche zu sagen pflegt; d. h. er dachte das, was ihm gemäß war, nicht das, was andere ihm mit beredten, aber hohlen Worten vorredeten.

In seinem achtzehnten Jahre kam er nach seiner Vaterstadt Athen, um dort seiner Dienstpflicht als Ephebe Genüge zu leisten. Es war das eine zweijährige Übungszeit im Gymnasium zur militärischen Ausbildung, die ihren Abschluß fand durch die Mündigkeitserklärung und Aufnahme in die Bürgerliste; im Heiligtum der Aglamos*) wurden darauf die Epheben mit Schild und Speer bewaffnet und eidlich zur Verteidigung des Vaterlandes verpflichtet.

Athen war zu dieser Zeit schon von seiner poli-

---

*) Aglamos war in der attischen Sage die Tochter des Kekrops, des ersten Königs von Attika, die sich in einem Kriege zur Rettung des Vaterlandes von der Burg stürzte; ihr heiliger Hain lag am Nordfuß der Akropolis.

tischen Höhe herabgesunken; die kulturelle behauptete es noch fort und fort, und sicher ist der junge Epikur während seines zweijährigen Aufenthaltes in diesem Kulturzentrum davon nicht unbeeinflußt geblieben, sei es nun, daß die „Theologische Luft, die damals in der platonischen Akademie wehte“, ihn für die ganze Zeit seines späteren Lebens zu einem Gegner der spekulativen Religion und zu einem Anhänger der „Philosophie der Sinnlichkeit“ gemacht hat, oder sei es, daß die politische Zerfahrenheit und Ohnmacht des Athenerstaates ihm die Abneigung vor aller tätigen Politik eingeflößt hat, die später in seiner Lehre wie in seinem Leben so stark zum Ausdruck kam.

Die theologische Luft der platonischen Akademie verkörperte sich zu dieser Zeit in Xenokrates, dem dritten Vorsteher der Akademie nach Platon und Speusipp, in dem die mystisch-religiösen Neigungen des greisen Platon noch verstärkt auftraten; eine mystische Zahlenlehre, die alles auf die Drei bezog, eine mystische Götterlehre mit einer männlichen und einer weiblichen Gottheit und zahlreichen guten und bösen Dämonen, eine mystisch-asketische Sittenlehre, der die Befreiung des Geistes aus den Banden der Sinnlichkeit als Hauptsache galt, waren die Hauptlehren seiner Philosophie. Ob Epikur ihn gehört hat, läßt sich nicht mit Sicherheit bejahen oder verneinen; die negativen Beziehungen seiner

eigenen zu dieser theologisch gerichteten Philosophie des Xenokrates lassen es jedoch als nicht unwahrscheinlich erscheinen, daß er während seines Aufenthaltes in Athen mit ihr bekannt geworden ist.

Als Epikur seine beiden Ephebenjahre abgedient hatte, starb Alexander der Große. Die Athener suchten die Gelegenheit zu einer Erhebung gegen die makedonische Herrschaft in Griechenland zu benutzen und begannen den Lamischen Krieg, der sich im Anfang für Athen aussichtsreich gestaltete, schließlich aber mit einer völligen Niederlage endete. Damit war das politische Schicksal Athens in die Hände des makedonischen Reichsverwesers Perdikkas gegeben; Perdikkas nahm den Athenern die Kolonien, die sie noch inne hatten, darunter auch Samos, und die Kolonisten wurden aus ihrem bebauten Besitz verjagt. Unter ihnen befand sich Epikurs Vater; er ging nach Kolophon ins Exil und der Sohn folgte ihm dahin. Über die nächsten zehn Jahre seines Lebens fehlt uns jede Kunde; sie mögen dazu benutzt worden sein, sich auf den Beruf eines Lehrers der Philosophie vorzubereiten; denn im Jahre 310/9 finden wir Epikur, zweiunddreißigjährig, als solchen in der Stadt Mytilene auf der Insel Lesbos, etwas später in Lampsakos an der asiatischen Küste des Hellespont, „einem altberühmten Zentrum der jonischen Naturwissenschaft“. Hier wirkte Epikur einige Jahre und ge-

wann seine treuesten und bedeutendsten Jünger, Metrodor, Polyaen, Idomeneus und Leonteus, und eine treue Gemeinde blieb auch später in Lampsakus bestehen, mit welcher der Meister brieflich und persönlich in Verbindung blieb; er hat sie später wiederholt besucht.

Wie Eduard Schwartz wohl richtig bemerkt, fühlte aber Epikur mit dem Instinkt, wie ihn Religionsstifter mehr als Nur-Philosophen besitzen, daß seine Lehre keine Aussicht hatte, sich durchzusetzen und zu einer dauernden Macht zu werden, wenn sie es nicht wagte, mit den mächtigen Organisationen, die Plato und Theophrast in Athen geschaffen hatten, mit der Akademie und der peripatetischen Schule in Athen selbst zu rivalisieren.

So kam er denn im Jahre 306 nach Athen und gründete dort eine eigene Schule, ungefähr um dieselbe Zeit, als Zenon aus Cypern ebenfalls in Athen die Philosophenschule der Stoa gründete. Und wie diese ihren Namen bekam von der Säulenhalle, der Stoa poikile, in welcher Zenon seine Unterweisungen abzuhalten pflegte, so erhielt Epikurs Schule ihren Namen von dem Garten, den er in Athen erworben hatte, und in dem er sich mit seinen Jüngern aufzuhalten pflegte; die Schule hieß „Der Garten", und die Jünger Epikurs wurden „Die aus dem Garten" genannt. Vierzig Jahre lang blieb die Persönlichkeit des Meisters selbst der

geistige Mittelpunkt des „Gartens“; um ihn sammelte sich ein idealer Freundeskreis, und die Anhänglichkeit an den vergötterten Lehrer, die Gleichheit der philosophischen Grundsätze, der Genuß eines freundschaftlichen Verkehrs, die alle Lebensverhältnisse bis ins einzelne hinein durchleuchteten und durchwärmten, hielten die Gemeinde Epikurs mit der Kraft einer Religion in seltener Innigkeit zusammen.

Dem „Garten“ Epikurs gehörten auch Frauen an, so Themista, die Frau des Leonteus; daß auch Hetären in den epikureischen Freundeskreis aufgenommen wurden, wie die geistvolle Leontion, welche mit Epikurs Schüler und Freund Metrodor zusammenlebte, kann den nicht in Erstaunen setzen, der die damaligen Verhältnisse kennt; da waren die Hetären sehr oft nicht nur durch Schönheit, sondern auch durch Bildung ausgezeichnete Frauen, die in eigener Haushaltung lebten und die Männer um so mehr an sich zogen, als die Bürgerfrauen und Mädchen in ihrer beschränkten Bildung sich nicht im entferntesten mit ihnen messen konnten und durch die herrschende Sitte von Männergesellschaften ausgeschlossen waren. Aspasia, das Weib des Perikles, Laïs, Phryne, Thaïs, die Geliebte Alexanders, sind berühmte Vertreterinnen der klassischen Hetären, „Freundinnen“, wie das Wort im Deutschen besagt, und ihnen schließt sich Leontion

würdig an. Die Aufnahme von solcherlei Hetären dem Epikureismus als ethische Minderwertigkeit anzurechnen, vermag nur historische und ethische Borniertheit.

Die Schule Epikurs hat schwer um ihre äußere Existenz ringen müssen, anders als die reich fundierte Akademie und der „Peripatos"; eine ärmliche Gesellschaft ists immer geblieben, und zu einem Epikureertum im Sinne eines üppigen und schwelgerischen Lebens, wie man sich dieses Philosophenleben auch heute noch vielfach deutet, haben die Mittel nie gereicht (Schwartz). Wie berichtet wird, hat der „Garten" aufs wohlfeilste und einfachste gelebt; sie waren mit einem kleinen Becher Wein, ja mit Wasser und Brot zufrieden und dabei vergnügt, und aus einem Briefe Epikurs ist die Stelle erhalten: „Schicke mir etwas Käse, damit ich einmal lecker essen kann, wenn mich die Lust dazu ankommt." „Solch ein Mann war der, welcher die Lust zum Endziel alles Strebens machte!" ruft der Geschichtsschreiber der alten Philosophie, Diogenes Laërtius aus.

Ein festes Honorar für seine Unterweisung scheint Epikur nicht verlangt zu haben, wie die andern Philosophen es in der Regel taten; regelmäßige Beiträge zum Unterhalt seiner selbst wie seiner Schule bezog er aber von einzelnen seiner Freunde, die mit äußeren Gütern mehr gesegnet waren als

die andern. In einem noch vorhandenen Brieffragment wird der (unbekannte) Adressat von Epikur aufgefordert, die Beisteuer, die er ihm bisher geleistet hatte, nach seinem Tode noch vier bis fünf Jahre den Kindern Metrodors und der Leontion zukommen zu lassen. In einem andern Brief sagt Epikur zwei Freunden, er nehme nicht mehr als 120 Drachmen (etwas über 90 Mark) von jedem an. Einmal, bei einer Belagerung Athens, verteilte Epikur selbst die spärlichen Rationen unter seine Jünger gemäß seinem Spruche: in Zeiten des Mangels und der Not verstehe der Weise das Geben besser als das Nehmen, da er selbst ja einen großen Schatz an seiner Genügsamkeit besitze.

So wirkte Epikur 36 Jahre lang in seinem Garten, lehrend, helfend, aufrichtend; im Jahre 270 erlag er einer schmerzhaften Krankheit, die er mit Standhaftigkeit und heiterer Ruhe getragen hatte; dem Tode nahe, schrieb er an seinen Freund Idomeneus: „Nachdem ich die Tage meines Lebens glücklich verlebt habe und nun vor dem Ende stehe, schreibe ich dir Folgendes: Meine körperlichen Leiden sind so groß, daß zu ihrer Größe nichts mehr hinzukommen kann; aber sie werden übertroffen von der Heiterkeit meiner Seele, die mir die Erinnerung an unsere Taten und Gedanken gewährt."

So hoch die Persönlichkeit Epikurs den Seinen stand, an Verleumdern und Verkleinerern, die ihm

allerlei anzuhängen suchten, hat es auch ihm schon zu seinen Lebzeiten nicht gefehlt, wie noch keinem, der sich von der Menge absondert und seine eigenen Wege geht. Hurerei, Völlerlei, Zuchtlosigkeit, Schwelgerei, Schmeichelei, Unwissenheit, Prahlsucht, Schmähsucht und was noch alles hat man ihm nachgesagt. Diogenes Laertius sagt zu diesem allem: die diese Vorwürfe erheben, die sind verrückt. Denn der Mann hat vollgültige Zeugen seines Wohlwollens gegen alle, sein Vaterland hat ihn mit kupfernen Bildsäulen geehrt, und seiner Freunde gibt es eine solche Menge, daß eine ganze Stadt sie nicht zu fassen vermöchte. Und weiterhin führt Diogenes an: seine Dankbarkeit gegen seine Eltern und seine Wohltätigkeit gegen seine Brüder, seine Leutseligkeit gegen seine Hausgenossen (Haussklaven) wie überhaupt seine allgemeine Menschenliebe. Seine einfache Lebensweise und seine Ehrfurcht gegen die Götter, sowie seine Liebe zum Vaterlande, die kaum mit Worten auszudrücken sei; nur aus übertriebener Bescheidenheit habe er an den Staatsgeschäften keinen tätigen Anteil genommen. Und obgleich damals schwere Zeiten auf Griechenland lasteten, sei er doch seinem Vaterlande treu geblieben und habe es nie verlassen, um etwa in einem anderen Lande ein besseres Leben führen zu können.

Fast scheint uns dieses Leumundszeugnis etwas zu sehr in Gold gemalt. Warum soll Epikur nicht

auch einmal über die gelehrte Zunft ein beißendes Wort geäußert haben, die ihn und seine Bestrebungen gering schätzte und sicherlich nicht mit ihrer Kritik verschonte? Warum soll er nicht einmal in stolzem Unmut seine philosophische Überlegenheit über eine inferiore Philosophen-Clique in hochmütig erscheinenden Worten zum Ausdruck gebracht haben? Warum soll er nicht auch einmal Freude an einem üppigen Mahl, an einer wohlbesetzten Tafel gefunden haben, er, der gezeigt hatte, daß er auch mit Anstand zu hungern verstand? Warum nicht Wohlgefallen an schönen Frauen, geistreichen Gesprächen und dergleichen? Er, der die Kunst, in Schönheit zu leben, wie noch kaum ein anderer verstand, lehrte und betätigte.

Für die erhabene Größe seiner Persönlichkeit, der alles Kleinliche fern lag, spricht allein schon mit aller wünschenswerten Deutlichkeit die Fortdauer seiner Schule, die noch immer bestand, als fast alle anderen aufgehört hatten zu sein, und die unzählige Zweige, immer einen aus dem andern, bei seinen Schülern hervorbrachte. So sehr hatte diese Persönlichkeit ihrer Gemeinde das Gepräge aufgedrückt, daß es Jahrhunderte lang unverändert blieb. „Keine Kirche ist ihren Ursprüngen so treu geblieben wie diese Philosophengemeinde, die ohne Bann und Ketzergerichte jede zersetzende Entwickelung von sich fernhielt und solange überhaupt die antike Kultur

sich behauptete, immer wieder Anhänger gewann, die sich freiwillig zu ihren Dogmen bekannten" (Schwartz). Nur von einem Abfall — Timokrates, der Bruder Metrodors — und nur von einem Überläufer — Metrodor von Stratonice, der von der epikurischen Schule zu Karneades überging — weiß die Geschichte des „Gartens" zu berichten. Und wie sehr der Stifter dieser Gemeinde von seinen Jüngern verehrt wurde, bezeugt der Umstand, daß in der epikureischen Schule noch zu seinen Lebzeiten nicht allein sein Geburtstag, sondern auch der zwanzigste jedes Monats ihm zu Ehren festlich begangen wurde. „Er hat die Liebe, die er ausstreute, in reicher Ernte wiederbekommen: seine Jünger haben ihn buchstäblich wie einen Gott verehrt, und dieser Heroenkult ist von den Epikureern mit einer Frömmigkeit und Andacht bewahrt worden, wie nur je ein Gottesdienst". Noch vierhundert Jahre nach seinem Tode hat ein begeisterter Anhänger Epikurs in der Stadt Oenoanda in Lykien Bruchstücke aus einem seiner Briefe, ausgewählte Sprüche und andere Schriftstücke philosophischen Inhalts als Rieseninschrift an der Wand einer Säulenhalle einmeißeln lassen, zur Belehrung für Einheimische und Fremde, die seine Stadt besuchten.

Als Schriftsteller war Epikur äußerst fruchtbar, seine sämtlichen Werke füllten 300 Rollen; nur der Stoiker Chrysipp soll ihn in der literarischen Produktion übertroffen haben; aber während Chrysipp soviel zitierte, daß man Mühe hatte, seine eigenen Zutaten aus der Menge der Zitate herauszufinden, enthielten die Schriften Epikurs kein einziges Zitat. Das ist ihm freilich von der gelehrten Zunft, die sich immer gern zitiert sieht, höchst verübelt worden, ebenso wie die Klarheit seiner Schreibweise, die von den Dunkelschreibern, die selber keines klaren Gedankens fähig sind, natürlich als Oberflächlichkeit bezeichnet wurde. „Nehmen wir die drei Punkte zusammen,“ bemerkt Friedrich Albert Lange in seiner ‚Geschichte des Materialismus‘*): „daß Epikur Autodidakt war und sich keiner herrschenden Schule anschloß, daß er zweitens die Dialektik haßte und sich einer allgemein verständlichen Sprache bediente, endlich daß er nie zitierte und die Andersdenkenden in der Regel einfach ignorierte, so haben wir hier wohl einen wesentlichen Grund des Hasses, den so manche fachmäßige Philosophen auf ihn geworfen haben. Die Beschuldigung der Ungründlichkeit fließt aus derselben Quelle, denn noch heutzutage ist nichts verbreiteter als die Neigung, in unverständlichen, durch einen Schematismus zusammenhängenden

*) Kröners Volksausgabe Bd. I. S. 44.

Phrasen die Gründlichkeit eines Systems zu suchen."

Von den vielen Werken Epikurs ist fast nichts auf uns gekommen. Immer wieder steht der Freund der griechischen Kultur vor der betrübenden Tatsache, daß die Menge der unschätzbarsten literarischen Dokumente für immer unter dem Schutt begraben liegt, in den der Orientalismus die griechische Kultur verwandelt hat, während so vieler Wust, bloß weil er von jenem zur Herrschaft gekommenen Orientalismus heilig gehalten wurde, oder weil er wenigstens seinen Anschauungen nahe zu stehen schien, bis auf den heutigen Tag als heiliges Gut uns überliefert worden ist.

Von Epikurs Schriftwerken sind außer seinem Testament und einem kurzen Brief an seinen Freund Idomeneus nur drei Lehrbriefe erhalten, einer an Herodot, der einen Abriß der epikureischen Naturlehre enthält, einer an Pythokles mit meteorologischen Erörterungen, und ein dritter an Menoekeus mit ethischem Inhalt. Einen Abriß seiner Ethik geben die von Diogenes Laertius mitgeteilten Kyriai doxai, Kernsätze zum Auswendiglernen. Zahlreiche Äußerungen Epikurs zitiert der Stoiker Seneca, der den Gartenphilosophen, anders als die meisten Philosophen der Säulenhalle, hoch schätzte.

Die Wirkung Epikurs reichte über Griechenland hinaus: Plutarch erwähnt seine Freunde in Asien und Ägypten; bekannt ist uns schon der Ausspruch des Diogenes Laertius, daß seine Freunde ganze Städte füllen könnten; auch Cicero spricht von magni greges amicorum, großen Freundesscharen, die sich in Epikurs Hause zusammengefunden haben. Doch hören wir auch von ihm wie von seinem Schüler die Klage, daß sie in Griechenland fast unbeachtet geblieben seien. Wahrscheinlich ist ihnen von seiten der Gelehrten nur geringe Beachtung zu teil geworden, und darüber konnte sich Epikur eigentlich nicht beklagen, da die gelehrte Einschätzung nur auf Gegenseitigkeit beruhte: machte er doch selbst kein Hehl daraus, wie niedrig er die reine Gelehrsamkeit einschätzte. Zudem war die Philosophie Epikurs, zumal die praktische, nicht eine Philosophie für alle, nicht einmal für viele, sondern nur für wenige.

In seinen Briefen an Lucilius erzählt Seneca: Du siehst, wie heutzutage Epikur nicht nur von den Gebildeteren, sondern auch von dem Haufen der Unwissenden bewundert wird — und in Athen selbst, wo er lebte, war er unbekannt. In einem Brief, in dem er seine Freundschaft mit Metrodor in dankbarer Erinnerung feiert, erklärt er zum Schluß: ihm und dem Metrodor habe es bei dem vielen Guten, das ihnen zuteil geworden sei, nichts

geschadet, daß das berühmte Griechenland sie selbst nicht gekannt und kaum von ihnen gehört habe. Und Metrodor sagt ebenfalls in einem Brief: er und Epikur wären nicht besonders berühmt gewesen; aber, fügt er stolz hinzu, später würden er und Epikur einen großen und vielgenannten Namen haben.

Daß Epikur übrigens nicht darauf aus war, sich ein zahlreiches Publikum zu schaffen, erhellt unter anderm aus einer Briefstelle, die uns ebenfalls Seneca aufbewahrt hat*): „Dies," so schreibt er einem Genossen seiner wissenschaftlichen Beschäftigungen, „dies schreibe ich nicht für viele, sondern für dich; wir sind einer dem andern ein hinreichendes Publikum." Und ein anderer, auch von Seneca mitgeteilter Ausspruch lautet: Ich wollte nie dem Volke gefallen; denn was ich verstehe, gefällt dem Volke nicht, und was dem Volke gefällt, verstehe ich nicht.

Wie die griechische Philosophie überhaupt, so kam auch der Epikureismus zu Anfang des 2. Jahrhunderts, kaum hundert Jahre nach Epikurs Tode, nach Rom. Der Konservatismus Roms wehrte

*) S. Seneca, Vom glückseligen Leben (mit einer Auswahl seiner Briefe an Lucilius). Kröners Taschenausgabe.

sich gegen die eindringende Macht, die den alten Geist der Frömmigkeit zu verdrängen drohte: unter dem Konsulat des L. Postumius (173) wurden zwei Epikureer, Alkaios und Philiskos, aus Rom ausgewiesen, „wegen ihres schlechten Einflusses auf die Jugend“, und Plutarch berichtet, daß in einzelnen Städten strenge Beschlüsse gegen den Epikureismus gefaßt worden seien. Aber die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse hatten in Rom den Zeitgeist ähnlich werden lassen, wie er zweihundert Jahre vorher in Griechenland gewesen war, und wie damals aus dem Zeitgeist heraus der „Garten“ und die Stoa entstanden waren, so kam er jetzt wieder den beiden Philosophien willig entgegen, als sie sich in Rom eine neue Heimat suchten.

Als der erste, welcher — um das Jahr 150 — der epikureischen Lehre durch Darstellungen in lateinischer Sprache unter den Römern Eingang zu verschaffen suchte, wird C. Amafinus genannt, und sie soll hier, wie hinzugefügt wird, bald zahlreiche Anhänger gefunden haben, die durch den Inhalt wie durch die leichte Verständlichkeit dieser Philosophie angezogen wurden.

In den Zeiten Ciceros (106—43) ist die Zahl der Epikureer in Rom schon beträchtlich. Cicero selbst handelt in seinen philosophischen Schriften mehrfach und zum Teil ausführlich über die Philo-

sophie Epikurs, wenn auch in etwas leichter Weise; er hatte im Jahre 79 die damals berühmtesten Epikureer, Phaedrus und Zeus, in Athen selbst gehört, zusammen mit seinem Freunde Atticus. Epikureer war der bekannte C. Cassius, der mit dem Stoiker Brutus an der Spitze der gegen Caesar gerichteten Verschwörung stand.

Am nachhaltigsten hat jedoch Titus Lucretius Carus (97—55) für den Epikureismus gewirkt, nicht nur in seiner, sondern in aller späteren Zeit. In seinem Lehrgedicht „Über die Natur“ hat er sich, wie man annehmen darf, genau an Epikurs Naturlehre gehalten, und sein Werk ist darum eine unschätzbare Quelle für die Kenntnis der epikureischen Lehre geworden. Da wir öfter in die Notwendigkeit versetzt werden, bei der Darstellung der epikureischen Lehre auch Lukrez zu zitieren, sei es uns gestattet, auch noch über ihn und sein Werk etwas zu sagen. Es kann dies nicht besser geschehen als mit den begeisterten Worten, die Guglielmo Ferrero seinem großen Landsmann gewidmet hat, in seinem schönen Werke über die Größe und den Niedergang Roms (Bd. I, S. 328 f.):

In dem Sturm der pompejanischen Wirren, erregt von den Bürgerkriegen der Pompeius, Caesar und Crassus um den römischen Primat, „trat eine Windstille ein, während deren die Politiker und Feldherren Ruhe hielten; und der Zug

ins Große, der diese Zeit kennzeichnet, trat nicht bei den Männern des Schwertes hervor, sondern bei einem Manne der Feder, einem Freunde Ciceros, der in einem verborgenen Winkel Roms hauste und an einem der großartigsten und kühnsten Werke der lateinischen Literatur arbeitete. Es war ein gewisser Titus Lucretius Carus, wahrscheinlich ein bescheidener Rentier, der in seinem kleinen Heim in Rom von den Einkünften irgend eines Besitztums lebte. Mit einer furchtbaren Krankheit behaftet, welche die Irrenärzte periodischen oder zirkulären Wahnsinn nennen, und die in einem Wechsel heftiger Erregungen und tiefer Schwermut besteht, hatte dieser geniale Kranke die Politik aufgeben und sich den Studien widmen müssen. Er lebte unter seinen Büchern, mit wenigen hochstehenden Persönlichkeiten freundschaftliche Beziehungen unterhaltend, ohne Ehrgeiz, ohne Geldgier, und fand seine Befriedigung in der Betrachtung der Unendlichkeit, wie sie ihm Epikur geschildert hatte: alles erfüllt von zahllosen Atomen, alles funkelnd von Sternen, alles von Welten bevölkert und eine ungeheure Lebenskraft atmend, während Rom und das römische Reich nichts war als eine kleine Klippe, verloren in dem ungeheuren schwingenden Ozean der Unendlichkeit."

„Aber Lukrez war nicht ein bloßer Dilettant, der die heftige leidenschaftsvolle Welt hinter sich

ließ, um seinen kranken Geist durch egoistische geistige Genüsse zu zerstreuen; im Gegenteil, er war ein glutvoller schöpferischer Geist, ein unermüdlicher Arbeiter, und in seiner Studierstube von ebenso unersättlichem Ehrgeiz erfüllt wie Lucullus im Waffenlärm des Lagers. Er verfaßt ein gewaltiges Gedicht über die Natur, in dem er seine Zeitgenossen auffordert, die Lügengötter, die sie bisher verehrt hatten, von ihren Thronen zu stürzen; er zieht allein als Eroberer aus, nicht um eine neue Provinz mit den Waffen zu gewinnen, sondern um sich in titanischem Ringen zum geistigen Herrn der Natur zu machen."

„Noch war die Sprache der lateinischen Bauern damals rauh, arm, unbeholfen, und die Kunst der gebundenen Rede roh und unentwickelt. Lukrez machte sie sanft und geschmeidig, er läuterte sie im Feuer seiner Begeisterung, er hämmerte und streckte sie auf dem Ambos des Gedankens, und siehe, sie ward bildsam und klar. Und dann schrieb er mit dieser Sprache keinen trockenen reimgeschmiedeten Leitfaden einer abstrakten Theorie, sondern eine malerische und begeisterte Philosophie des Weltalls. Er brachte die höchste geistige Erhebung zum Ausdruck wie die schwelgerischste Empfänglichkeit, welche die menschliche Seele zu der Offenbarung des ewigen Wechselstroms im Leben des All entgegengebracht hat. Er sah die unend-

liche Natur bald in dunklem Schatten, bald in strahlendem Lichte, in Schwermut und in Freude, wie die Gefühle eben in seinem kranken Geiste wechselten. Er malte mit wunderbarer Lebhaftigkeit die sanften wie die furchtbaren Erscheinungen des Daseins, das Lächeln des Lenzes, das die sprossenden Wiesen nach dem Regen uns schenken, das muntere Spiel der Herden auf der Weide, das Tosen des entfesselten Sturmes in Flur und Wald, die gewaltigen Überschwemmungen der Ströme, die sanfte Ruhe und das bange Grollen des Meeres, das Streben des noch tierischen Menschen nach Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse und nach Gesittung, die Schrecken und Seuchen des Krieges, das tolle Entsetzen vor dem Tode, den brennenden Liebesdurst alles Atmenden, die Ewigkeit und Einheit des Lebens, das im All durch die vergänglichen Formen der Wesen kreist. Die darin niedergelegte epikureische Theorie verbindet alle diese Episoden in der lebendigsten Einheit des großen feierlichen, fast religiösen Gedichtes, das, wenn nicht das vollkommenste, mindestens das großartigste Werk der lateinischen Literatur ist." —

Gehen wir nunmehr zu der Betrachtung der epikureischen Lehre selbst über.

Epikurs Philosophie.

Für Epikur, wie überhaupt für die Philosophie der Zeit, war das Wissen nicht Selbstzweck der philosophischen Bildung, sondern nur Mittel. „Er verlangte von seinen Jüngern, daß sie die Prinzipien kannten, aus denen die sichtbare materielle Welt besteht, daß sie wußten, auf welche Erkenntnisquelle alle Wahrheit zurücklaufe, und daß sie endlich imstande seien, die Worte, von denen das Verlangen und der Wille des Menschen regiert werden, richtig zu bestimmen und abzuschätzen; aber alle diese Teile seiner Lehre sollten ausschließlich dazu dienen, dem, der sie in seinen Grundzügen sich zu eigen gemacht hatte, einen von allen äußeren und inneren Störungen unabhängigen Frieden der Seele zu verbürgen“ (Ed. Schwartz). Der Zweck der Philosophie ist für Epikur — wie für den Stoiker Zenon — die Glückseligkeit des Menschen. Das philosophische Denken verzichtet nicht auf den Versuch einer zusammenfassenden innerlichen Beherrschung der Welt durch eine Theorie; aber es bemüht sich nicht mehr, selbst eine Theorie der Welt aufzustellen, sondern es nimmt sie, zwar nicht ungeprüft und unverändert,

doch als gegeben und schon erarbeitet von der vorausgegangenen Philosophie auf, als Untergrund, auf dem es eine Lehre von der wahren Philosophie, der Lebenskunst, errichtet. Nur insofern und in dem Maße, als das Wissen zu dem richtigen praktischen Verhalten Anleitung zu geben vermag oder entgegenstehende Hindernisse entfernt, nur insoweit ist das Wissen wertvoll, andernfalls überflüssig und wertlos. Sollte etwa Epikur, so fragt sein Anhänger bei Cicero, seine Zeit mit Lesen der Dichter vertun, in denen nichts wahrhaft Nützliches, sondern nur kindische Phantasien zu finden sind? oder sollte er sich wie Plato in der Erforschung der Musik, der Geometrie, der Zahlen und Gestirne aufreiben, Studien, die von falschen Voraussetzungen ausgehen und deshalb zu falschen Ergebnissen gelangen, und wenn sie auch wahr wären, doch zu einem besseren Leben nichts beitragen würden? sollte er diese unfruchtbaren Künste treiben und darüber jene große und mühsame, aber auch herrliche Früchte tragende Kunst des Lebens versäumen?

In Übereinstimmung damit heißt es bei Metrodor: wenn du auch keine Zeile in Homer gelesen hast und nicht weißt, ob Hektor ein Trojaner oder ein Grieche war, so mache dir nur keinen Kummer darüber. Es scheint, daß diese scharfe Verurteilung als Reaktion gegenüber einer rein intellektuellen,

rein gelehrten, rein literar-historischen oder ästhetischen Bildung damals ebenso am Platze gewesen ist, wie sie es heute noch ist.*)

Wertlos erschienen Epikur auch die bei den Stoikern und Peripatetikern so beliebten dialektischen Untersuchungen, die Definitionen, Einteilungen, spitzfindigen Beweisführungen; wertlos die Rhetorik als kunstmäßige Anleitung zur Beredsamkeit, ebenso wertlos wie die schönen Reden, die man dabei lerne: vom Redner (wie vom Schriftsteller) verlangte er nichts als Deutlichkeit; der gewandte Redner ist noch lange kein guter Staatsmann, der wortgewandte Schriftsteller noch lange kein tiefer Denker. Der Philosoph tue am besten, sich einfach an die Sache zu halten und all diesen gelehrten Ballast beiseite zu lassen, der nicht das mindeste dazu beitrage, die Erkenntnis der Natur zu befördern und den Menschengeist aus den Fesseln des Wahns zu befreien.

Nur Toren lieben am meisten und bewundern nur das, was unter verschrobenen Worten sie zu entdecken meinen; für wahr gilt ihnen, was irgendwie schön um die Ohren klingt, geschminkt mit tönendem Wortschall. — Aber wir alle ja wissen, wie das Menschengeschlecht nach Fabeln und Mär-

*) Man vgl. dazu Spencer, Die Erziehung, in Kröners Taschenausgabe.

chen das Ohr spitzt (Lukrez). Wie oft ist man versucht, diese Worte des Epikureers in Anwendung zu bringen, wenn man das hochtönende Phrasengeklingel so manches modernen Propheten vernimmt und dann sieht, wie das durch Wortschälle berauschte Publikum dem ebenso hohlen wie glänzenden Rhetor Beifall zujauchzt. Mit Bedauern und Ekel muß sich jeder von diesem Schauspiel abwenden, der auch nur von ferne die grandiose Einfachheit erkannt hat, mit welcher die Logik der Tatsachen wirkt.

Das größte Gewicht legte Epikur auf die Naturwissenschaft; sie allein gebe die notwendige Anschauung, ohne welche die Worte und Reden doch nur hohl und leer erscheinen; sie allein befreie den Menschen von den Schrecknissen des Aberglaubens und der Religion überhaupt wie von der Todesfurcht. Nur wenn man erkannt habe, was die Natur verlangt, was naturgemäß sei, werde man sittlich besser; nur aus der Kenntnis der Natur der Begierden folge die Mäßigung derselben und ihre Beschränkung auf das natürliche Bedürfnis.

Epikur ist also keineswegs ein Verächter der Wissenschaft überhaupt; wohl aber ist er ein Verächter des nicht Wissenswerten, der bloßen Wortmacherei und des theoretischen Gezänkes über erfahrungsmäßig nicht genug begründete Dinge, und

das sind wir modernen Menschen auch. Und ebenso haben wir erkannt wie Epikur, daß der Schwerpunkt unserer Welt- und Lebensanschauung in der Naturwissenschaft ruht: nur auf ihr und mit ihr ist auch die Kulturwissenschaft möglich, deren praktisches Ziel als Lebenskunst bezeichnet werden muß.

Höherentwicklung der Menschheit in körperlicher und geistig-sittlicher Hinsicht, planmäßiges Streben zum vollkommenen Menschen im vollkommenen Staat, Fortschritt des Menschengeschlechts zur freien Selbstbestimmung ist nur möglich unter der Herrschaft der Vernunft. Vernunft aber ist der Inbegriff tiefster Einsicht in den Verlauf und die Gesetze des Natur- und Kulturgeschehens, wie sie nur auf Grund tatsächlicher Erkenntnis nach wissenschaftlicher Methode erreicht werden kann. Diese Einsicht wird, je weiter sie ausgreift und je tiefer sie eindringt, immer mehr zum bestimmenden Faktor für die Richtung des Geschehens, und ihr Träger, der Mensch, allerdings nur im kollektiven synergetischen Verband, wird durch sie, und nur durch sie, zum „Weichensteller im Unendlichen".

Die Erkenntnistheorie Epikurs.

Epikur behält in seiner Philosophie die herkömmliche Einteilung in Logik, Physik und Ethik bei, die Logik um der Physik willen, die Physik um der Ethik willen. Die Logik wird bei ihm, unter dem Namen Kanonik der Physik als Einleitung vorangestellt, reine Erkenntnistheorie, die er hier ganz und gar auf die Normen der Erkenntnis und und die Prüfungsmittel (Kriterien) der Wahrheit einschränkt.

Das Kriterium der Wahrheit ist in theoretischer Hinsicht die Wahrnehmung, in praktischer das Gefühl der Lust oder Unlust: Epikurs Erkenntnistheorie ist rein sensualistisch, wie seine ganze Philosophie als „Philosophie der Sinnlichkeit" in einem noch näher zu erläuternden Sinn genannt werden darf. Alle Erkenntnis stammt letzten Endes aus den Sinnen. Nihil est in intellectu, quod non fuerit in sensu, wie später Locke den Grundsatz des erkenntnis-theoretischen Sensualismus ausdrückt. Die Sinnesempfindung ist das unmittelbar Gewisse, das zu seiner Beglaubigung keines weiteren Zeugnisses bedarf. Woher auch dieses nehmen? Aus der Vernunft? Aber diese ist ja selbst von den Sinnen

abhängig und als abgeleitet eigentlich noch weniger vertrauenswürdig als die Sinne. Würden wir diesen nicht trauen, so bliebe uns überhaupt kein Kriterium der Wahrheit, so entfiele uns jede Möglichkeit einer festen Überzeugung, und mit dieser die Möglichkeit alles Handelns: vom Zweifel hin und her geworfen würden wir weder einen sicheren Gedanken zu denken wagen, noch etwas zu tun vermögen.

Denn die Vernunft nicht nur, es stürzen die Pfeiler des Lebens
selber zusammen, wo du nicht wagest den Sinnen zu trauen.

Es liegt aber auch kein Grund vor, den Sinnenzeugnissen mit Mißtrauen zu begegnen, auch nicht in den sogenannten Sinnestäuschungen, denn auch bei diesen liegt das Fehlerhafte nicht in der Wahrnehmung als solcher, sondern nur in unserm Urteil.

Den Sinnen hast du dann zu trauen,
nichts Falsches lassen sie dich schauen,
wenn dein Verstand dich wach erhält,

heißt es bei Goethe, ähnlich wie bei Lukrez: Wir sehen der Wundererscheinungen viele, die unsern Glauben an die Sinne zu schwächen versuchen; aber umsonst, denn es ist in den meisten Fällen der Irrtum unseres eigenen Verstandes, der uns sehen läßt, was die Sinne uns nicht zeigen. Frei-

lich ist nichts schwieriger, als diesen Irrtum abzuziehen von den Dingen, die vor Augen liegen.

Daß Epikur den Unterschied zwischen bloß subjektiver und objektiver Wahrheit kennt, welch letztere auf der irgendwie gearteten Übereinstimmung des psychischen Gebildes mit einem irgendwie beschaffenen Objekt beruht, erhellt aus seiner Bemerkung, daß auch die Traumerscheinungen und die Einbildungen der Wahnsinnigen an sich wahr seien, von etwas Wirklichem veranlaßt; der Irrtum entstehe erst dadurch, daß über die (subjektive) Wahrheit hinausgegangen werde.

Was unsere Sinne aussagen, ist nur, daß ein Objekt so oder so auf sie eingewirkt, daß dieses oder jenes von einem Objekt abgelöste Bild unsere Seele berührt hat; daraus folgt noch nicht, daß der Gegenstand selbst so beschaffen sei, wie er sich uns darstellt und daß andere genau denselben Eindruck erhalten müssen wie wir: von einem und demselben Ding können verschiedene Bilder ausgehen, diese Bilder können sich auf dem Wege zu unseren Augen und Ohren in verschiedener Weise verändern, der aufnehmende Sinn selbst kann durch Krankheit verändert sein (dem Gelbsüchtigen erscheint alles bleich und gelb, weil der bleiche Saft der Augen die Bilder zuvor tüncht!). Wenn wir nun das Bild mit der Sache, den subjektiven Eindruck mit dem Objekt verwechseln, so sind wir allerdings im

Irrtum; aber diese Täuschung kann nicht unseren Sinnen, sondern nur unserer allzu rasch gefaßten Meinung zur Last gelegt werden (Zeller).

Die philosophische Stimmung, aus welcher die hohe erkenntnistheoretische Schätzung der Wahrnehmung in Epikur entstanden ist, läßt sich nicht besser beschreiben, als es Schopenhauer mit den wundervollen Worten getan hat: „Solange wir uns rein anschauend verhalten, ist alles klar, fest und gewiß. Da gibt es weder Fragen, noch Zweifeln, noch Irren: man will nicht weiter, kann nicht weiter, hat Ruhe im Anschauen, Befriedigung in der Gegenwart. Die Anschauung ist sich selber genug; daher was rein aus ihr entsprungen und ihr treu geblieben ist, wie das echte Kunstwerk, niemals falsch sein, noch durch irgendeine Zeit widerlegt werden kann: denn es gibt keine Meinung, sondern die Sache selbst. Aber mit der abstrakten Erkenntnis, mit der Vernunft, ist im Theoretischen der Zweifel und Irrtum, im Praktischen die Sorge und die Reue eingetreten. Wenn in der anschaulichen Vorstellung der Schein auf Augenblicke die Wirklichkeit entstellt, so kann in der abstrakten der Irrtum Jahrtausende herrschen, auf ganze Völker sein eisernes Joch werfen, die edelsten Regungen der Menschheit ersticken und selbst den, welchen zu täuschen er nicht vermag, durch seine Sklaven, seine Getäuschten in Fesseln legen lassen.

Er ist der Feind, gegen welchen die weisesten Geister aller Zeiten den ungleichen Kampf unterhielten, und nur was sie ihm abgewonnen, ist Eigentum der Menschheit geworden." —*)

Durch mehrfache Wiederholung einer gleichartigen Wahrnehmung entsteht nun weiter in uns ein allgemeines, im Gedächtnis festgehaltenes Erinnerungsbild, der Begriff (Prolepsis). Diese allgemeine Vorstellung, z. B. der Begriff „Mensch", der sich infolge der Wahrnehmung vieler Einzelmenschen bildet, ist zwar weniger gewiß als die ursprüngliche und einzelne Vorstellung, ist aber sehr bedeutungsvoll für das Denken und Sichverständigen; denn sie ist es, die bei dem Gebrauch des Wortes, wodurch der betreffende Gegenstand bezeichnet wird, in uns auftaucht. Die Sprache wird so zu einem Mittel, um die Erinnerungen an bestimmte Anschauungen, eben die allgemeinen Vorstellungen oder Begriffe, hervorzurufen, und diese selbst bilden eine weitere Stufe des wissenschaftlichen Erkennens.

Denn weder Wahrnehmungen noch Begriffe machen das aus, was als Wissenschaft zu bezeichnen ist. Diese fragt nach den Ursachen, nach den verborgenen Gründen der Erscheinungen, schreitet denkend von dem Bekannten zu dem Unbekannten.

---

*) Vergl. Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung. Bd. I, 1. Buch, § 8.

Aus der Fortwirkung der Wahrnehmungen und der Begriffe in uns entstehen Gedanken, welche das Wahrgenommene und das Vorgestellte verbinden. Diesen Gedanken kommt aber durchaus kein Kriterium der Wahrheit zu, das ihnen nicht durch die Erfahrung verliehen wird: sie sind Annahmen, Meinungen, Hypothesen. Meinungen können wahr sein oder falsch. Wahr, wenn sie durch Wahrnehmungen bestätigt oder wenigstens durch keine Wahrnehmung widerlegt werden. Falsch, wenn sie durch keine Wahrnehmung bestätigt oder durch Wahrnehmungen widerlegt werden. Der Epikureer übt die Kunst des Abwartens, er legt sich nicht fest auf eine Meinung, über die die Erfahrung noch nichts ausgemacht hat, noch läßt er sich auf einen Streit ein über eine Meinung, die ohne genügende Zeugnisse der Sinne angenommen worden ist. Ein Turm, den man von ferne sieht, kann rund erscheinen; wir bilden uns die Meinung: er ist rund; aber versteifen wir uns nicht darauf: er kann auch eckig sein, die Sinne werden es uns untrüglich sagen, sobald wir näher gekommen sind; vom Zeugnis der Sinne allein hängt die Wahrheit unserer Annahmen ab. Oder wir nehmen für gewisse Erscheinungen eine verborgene Ursache an, z. B. den leeren Raum als Ursache der Bewegung; finden alle Erscheinungen ihre Erklärung durch diese angenommene Ursache, so können wir unsere

Annahme für richtig halten, um so sicherer, je mehr Erscheinungen zur Beobachtung kamen; aber vielleicht wird eine neue sichere Wahrnehmung unserer Annahme widersprechen und sie als unrichtig erweisen —: warten wir ab.

Wieviel unnützer Streit und Widerstreit könnte auch in der heutigen Naturwissenschaft noch vermieden werden, wenn man sich dieses epikureische Abwarten weise zu eigen machte!

So weist Epikur die Naturforschung an, nicht nach apriorischen Axiomen und angenommenen „Gesetzen" über die Natur zu spekulieren, sondern ihre Erklärungen gemäß den Erscheinungen selbst zu geben. Dabei weist er aber die Forschung auf einen Weg, der bis dahin kaum noch betreten war: auf den der Induktion durch Anwendung des Analogieschlusses. Von den Erscheinungen, die bei uns beobachtet werden, schließt er auf ähnliche Erscheinungen in Gebieten, die der Beobachtung nicht zugänglich sind, indem er die beobachtete Gleichförmigkeit gewisser Erscheinungen auf einen tieferen, gesetzmäßigen Zusammenhang zurückführt*).

Ob Epikur die Theorie dieser Forschungsmethode selbst weiter entwickelt hat, wissen wir nicht. In welcher Weise sie in der Schule Epikurs zur An-

*) Vergl. Bahnsch, Des Epikureers Philodemus Schrift *περὶ σημείων καὶ σημειώσεων*. Lyck 1879

wendung gebracht wurde, sollen die folgenden Beispiele (nach Bahnsch, l. c.) zeigen.

Man darf nicht, heißt es da, von der ersten besten Gleichförmigkeit auf jede andere erste beste schließen; vielmehr ist ein sicherer Schluß nur auf diejenige Gleichförmigkeit zu bauen, bei welcher es ganz undenkbar ist, daß sie nicht eintritt, sei es unter irgendwelchen Umständen. Erfahrung und Beobachtung haben gelehrt, daß die Menschen, wenn sie enthauptet werden, sterben, und daß nicht neue Köpfe an Stelle der alten wachsen. Läßt sich nun überhaupt die Möglichkeit denken, daß einem enthaupteten Menschen ein neues Haupt an Stelle des alten wachse? Nein! Folglich schließe ich mit Recht, daß es auch den Menschen, welche sich der Beobachtung entziehen, ebenso geht wie denen, welche bei uns leben. Wenn ich aber aus dem Umstande, daß in allen uns bekannten Gegenden Granatäpfel und Feigen wachsen, auf die Existenz derselben in allen, auch uns unbekannten Gegenden schließen wollte, so wäre das ein unberechtigter Analogieschluß. Denn die Erfahrung hat gezeigt, daß die Gewächse an die klimatischen Verhältnisse der verschiedenen Gegenden der Erde gebunden sind und daß sie mit dem Klima wechseln. Ebenso sind Farbe, Gestalt, Größe und andere Eigenschaften des Menschen durch äußere, in physischen Verhältnissen begründete Einflüsse wesent-

lich bedingt, doch nimmermehr die Existenz eines Gliedes, welches einen integrierenden Teil des menschlichen Organismus bildet. Warum? Eben weil die Erfahrung keine Analogie für eine derartige Änderung des Organismus aufzuweisen hat; es müßte denn jemand aus dem Umstande, daß bei uns an Stelle des ausgerissenen Haares neues wächst und an Stelle abgeschnittener Nägel sich bald neue bilden, die Möglichkeit folgern wollen, daß eine ähnliche Erscheinung sich auch einmal bei menschlichen Augen und Köpfen zeige. — Der Epikureer deutet hier also den richtigen und fruchtbaren Gedanken an, daß die Erfahrung dadurch zu größerer Allgemeinheit sich erheben kann, daß sie durch die Erfahrung geprüft, oder mit andern Worten: daß sie zum Kriterium ihrer selbst gemacht wird.

Es gibt, kann ein Gegner einwenden, in der Natur Dinge, die, obwohl sie mit anderen durch einen gemeinschaftlichen Gattungsnamen in nahe Beziehung gesetzt werden, dennoch durch gewisse Eigentümlichkeiten einzig dastehen. So gibt es z. B. unter der großen und mannigfaltigen Zahl von Steinen eine Art, den Magnetstein, der ganz allein die Fähigkeit besitzt, Eisen anzuziehen; nur der Bernstein hat die Kraft, Spreu anzuziehen; unter allen Quadratzahlen zeichnet sich nur 4^2 durch die Eigentümlichkeit aus, daß Umfang und

Fläche bei ihr dieselbe Zahl liefern. Mit welchem Rechte dürfen wir also sagen, daß es nicht auch eine Gattung von Menschen geben könne, bei denen die Zerstückelung des Herzens nicht den Tod zur Folge hat? Wir können daher nicht mit absoluter Gewißheit aus der Tatsache, daß bei den Menschen, die unserer Beobachtung zugänglich sind, die Zerstückelung des Herzens den Tod nach sich zieht, folgern, daß es allen Menschen so gehe. In der Tat finden sich ja auch bei uns Individuen, fährt der Gegner fort, welche in gewissen wesentlichen Eigenschaften einzig dastehen, wie z. B. der eine halbe Elle hohe Mensch in Alexandria, auf dessen kolossalen Kopf man mit Hämmern schlagen konnte, und der, welcher in Epidauros als Jungfrau sich verheiratete und darauf ein Mann wurde, und der Riesenmensch in Kreta, dessen Länge, wie man aus den aufgefundenen Knochen berechnete, 48 Ellen betragen hat, und die Pygmäen in Akoros.

Der Epikureer widerlegt in folgender Weise: Wir ignorieren durchaus nicht derartige Besonderheiten und isolierte Erscheinungen; doch halten wir dieselben nicht für geeignet, den Analogieschluß zu Falle zu bringen. Es gibt ja auch nur eine Sonne und einen Mond und eine Menge von andern eigentümlichen Erscheinungen in jeder Gattung. Ja, wenn alle Steine sonst einander ähnlich oder vielmehr ganz gleich wären, so zwar, daß die,

welche das Eisen anziehen, auch nicht die geringste Verschiedenheit aufwiesen, daß also die Fähigkeit, das Eisen anzuziehen, die einzige Eigenschaft wäre, welche nicht der ganzen Gattung, sondern nur einem Teile zukäme, so wäre der Analogieschluß allerdings nicht gesichert. Da dies aber nicht der Fall ist, da vielmehr die erwähnte Eigenschaft nur eine von den vielen Eigentümlichkeiten ist, nach welchen sich gewisse Spezies gruppieren, so wird der Analogieschluß nicht im geringsten dadurch erschüttert. Was jene Quadratzahl anbetrifft, so ist die daran bemerkte Eigentümlichkeit, ebenso wie die jeder andern Quadratzahl durch die Erfahrung ermittelt und geprüft worden. Wer die unter den Quadratzahlen bestehenden Verschiedenheiten leugnen wollte, müßte mit der Erfahrung in offenbaren Widerspruch treten; und in diesen Fehler werden wir Epikureer, die wir all unser Wissen aus der Erfahrung ableiten, am allerwenigsten verfallen. Da aber nun einmal die Erfahrung jene Eigentümlichkeit von 4^2 konstatiert hat, so gründen wir auf die Analogie das Recht, dieselbe, weil sie sich ohne Ausnahme in allen Verhältnissen bei uns offenbart, als eine solche hinzustellen, welche in dem ganzen unendlichen Weltall unverändert bestehen bleibt. Warum? Weil es eben für unsere Vernunft nicht faßbar ist, daß die Zahlen in irgendeinem Teile des Weltalls andern Gesetzen unterworfen

sein könnten, als bei uns. Für ebenso verfehlt hält der Epikureer den Versuch des Gegners, seinem Einwand durch den Hinweis auf die angeblich durch die Geschichte beglaubigten Merkwürdigkeiten größeren Nachdruck zu verleihen; er bezeichnet die erwähnten Geschichten geradezu als Lügen.

Schluß: Die Analogie führt nur dann zu einem richtigen Resultat, wenn wir die Gleichförmigkeiten mit gebührender Überlegung prüfen; man darf aber nicht aus der ersten besten Gleichförmigkeit auf jede beliebige andere schließen, wenn auch in gewissen Fällen schon die Beobachtung einer einzigen Gleichförmigkeit genügt, um ein Urteil über das Unbekannte zu bilden. „Um zu erfahren, daß der Himmel überall blau ist, braucht man nicht um die Welt zu reisen," heißt es bei Goethe; „Gemütern schärferen Sinnes sind diese geringen Spuren der Wahrheit genug, das Weitere selbst zu erforschen," bei Lukrez.

Haben demnach die Epikureer den zu so bedeutsamen Ergebnissen führenden Weg der induktiven Forschung betreten, so wird man doch Bahnsch beistimmen müssen, wenn er sagt: „Die Regeln, welche der Epikureer für die induktive Forschung aufstellt, sind so unbestimmt, daß sie höchstens die im gewöhnlichen Leben angewendete Induktion vor allzu groben Fehlschlüssen sicher stellen können, aber durchaus keine Gewähr für

wahrhaft wissenschaftliche Erkenntnis der Natur bieten."

Die Epikureer waren keine Naturforscher, wollten keine sein; sie brauchten die Naturerkenntnis nur als Unterbau für ihre Lebenskunst und nahmen sie deshalb dort, wo sie für ihren Zweck am besten ausgebildet schien: bei Demokrit*).

---

*) Über die Lehre Demokrits vergleiche Fr. A. Lange, Geschichte des Materialismus, besonders aber: Löwenheim, Die Wissenschaft Demokrits und ihr Einfluß auf die moderne Naturwissenschaft. (1914).

Die Naturlehre Epikurs.

Die Schriften Demokrits sollen Epikur den ersten Anstoß gegeben haben, sich ganz der Philosophie zu widmen; er hat sich wohl selbst auch, wie berichtet wird, einen Demokriteer genannt. Auch Leonteus und Metrodor, die beiden Schüler und intimsten Freunde Epikurs bezeugen seine Verehrung für den Philosophen aus Abdera. Wenn daneben in den philosophischen Klatschgeschichten des Altertums erzählt wird, daß er sich auch abfällig über Demokrit geäußert habe, so kann sich das sicher nur auf einzelne Partien seiner Lehre bezogen haben, nämlich auf solche, in denen Epikur eine bessere Einsicht zu haben glaubte.

„Der Schüler vergilt seinem Lehrer schlecht, wenn er immer nur der Schüler bleibt."

Dabei kann die Frage, ob die Einsicht des Schülers wirklich eine bessere ist, durchaus offen bleiben; ja im vorliegendem Falle läßt sich nachweisen, daß Epikur in eine Lücke der demokritischen Naturlehre eine Annahme einsetzte, die schlechter war als gar keine und die wie ein Fremdling in seinem ganzen Denken auftritt.

Wenden wir uns nunmehr zu der Darstellung

der epikureischen Naturansicht. Das Grundprinzip des epikureischen Philosophierens war, alle Erscheinungen im Gegensatz zur teleologischen Auffassung der religiösen Weltansicht auf natürliche Ursachen zurückzuführen; die Einmischung irgend eines Gottes oder göttlichen Wesens in das Weltgetriebe wurde in feiner, fast darf man sagen, in ironischer Weise dadurch hintertrieben, daß man die Götter — in die leeren Zwischenräume der Welt versetzte, in die Intermundien, wo sie ein höchst beschauliches, im übrigen aber völlig untätiges und für die Natur wie für den Menschen ungefährliches Dasein führen durften. Wir kommen auf die Götterlehre des Epikur noch zu sprechen.

Nichts erscheint den Epikureern verkehrter als die Meinung, daß dem Werte, den die Dinge für uns besitzen, eine Absicht, ein Zweck zugrunde liege.

Nicht mit Bedacht und wohlüberlegter Weise haben die Stoffe sich in die gehörige Ordnung gefügt, noch einen Vertrag gemacht zu Bewegungen untereinander; sondern nur dadurch, daß viele davon auf mancherlei Weise verändert, im unendlichen All durch Stöße getrieben, sich banden, jegliche Art des Vereins und jede Bewegung versuchend, nur dadurch sind sie in eine Lage gekommen, wie sie jetzt in der Summe vorhandener Wesen besteht (Lukrez).

Nichts ist zum Besten der Menschen von Göttern geschaffen worden.

Einige aber, Unwissende, streiten dagegen und sagen, daß die Materie nicht ohne allen göttlichen Einfluß menschlichen Dingen so sehr sich anzupassen vermöge: Jahreszeiten zu wechseln und Früchte der Erde zu schaffen; ja auch das übrige noch, wozu die Sterblichen antreibt und sich selbst als Führerin zeigt die göttliche Wollust, daß sie in schmeichelnder Lust sich fortpflanzen mögen, damit nicht untergehe der Menschen Geschlecht. Doch wenn sie wähnen, die Unwissenden nämlich, daß die Götter nur alles des Menschen wegen geschaffen, so fallen sie tief hinab vom richtigen Wege der Wahrheit. Denn, selbst wenn ich die Natur ursprünglicher Stoffe nicht kennte, würd' ich mir doch getraun, aus des Himmels Beschaffenheit selber dreist zu behaupten und noch aus anderen Gründen: dieses Gebäude der Welt, mit solchen Mängeln behaftet, sei kein göttliches Werk, zu unserm Gebrauche erschaffen (Lukrez). So viele und große Strecken der Erde sind für den Menschen unbewohnbar, und dem bewohnten Teil muß der Mensch selbst in harter Arbeit seine Nahrung entreißen. Und ist endlich die Frucht durch Fleiß und Bemühung errungen, grünen und blühen die Felder umher zu fröhlicher Hoffnung, dann versengt sie vielleicht die Glut der erhabenen Sonne, oder der Regen ersäuft sie, oder des Windes Gewalt zerreißt sie in sausendem Wirbel.

Ferner, so fragt Lukretius weiter, warum er-

zeugt und nährt die Natur auf der Erd' und im Meere reißender Tiere Geschlecht zum Schrecken des Menschen? Warum bringt der Wechsel des Jahres uns tödliche Seuchen? Warum darf sich der Tod an Kinder und Säuglinge wagen?

Siehe das Knäblein; es liegt, bedürftig jeglicher Hilfe,
einem Gescheiterten gleich, den die Wut der Wellen heranwarf,
nackt am Boden, das Kind, nachdem an die Küsten des Lichtes
durch die Wehen es erst aus dem Schoße die Mutter hervorbracht'.
Traurig füllt es umher den Ort mit Wimmern, wie recht ist
dem, dem im Leben annoch so manches Übel bevorsteht.
Aber wie anders wächset das Vieh der Herden, das Wild auf,
Kinderklappern bedürfen sie nicht, noch schmeichelnder Ammen
lallendes Kosen, auch nicht den Wechsel veränderter Kleidung
nach der Witt'rung des Jahrs, nicht brauchen sie Waffen noch Türme,
um das Ihre zu schützen, denn alle versorget mit allem
reichlich die Erde selbst, und Natur, die bildende Mutter.

Alles bewirkend durch sich und nicht von den Göttern beeinflußt, schafft die Natur im unendlichen Werden sich selbst, immer dieselbe, und neu doch immer in ihren Kindern.

Scharf wendet sich der Epikureer im besonderen auch gegen die teleologische Betrachtung der Organismen, die jedes einzelne Organ zu einem besonderen Zweck geschaffen sein läßt.

Suche dich vor allem dem irrigen Wahn zu entziehen, als seien die glänzenden Lichter der Augen dazu geschaffen, daß wir sehen könnten; oder Beine und Schenkel und Füße, damit wir stattliche Schritte vorwärts setzen könnten; oder Arme und Hände, damit wir mit ihnen unsere Geschäfte verrichten könnten, und was alles noch in dieser Weise ausgelegt wird. Verkehrt ist alles, und es verdreht ein richtiges Urteil. Denn an dem Körper ist nichts des Gebrauches wegen entstanden, sondern erst aus dem Entstandenen ergibt sich der richtige Gebrauch. Jener irrigen Teleologie gegenüber wird umgekehrt behauptet: wir hören, weil wir Ohren haben, wir sprechen, weil wir eine Zunge haben, ja, lange vor der Entstehung der Sprache war die Zunge, lange vor dem Hören das Ohr — wie könnten sie geschaffen sein, damit wir sprechen, damit wir hören?

Es ist noch gar nicht so lange her, daß wir die teleologische Betrachtung der Dinge gänzlich überwunden haben; erst Darwin hat uns die Mittel an die Hand gegeben, die „Zweckmäßigkeit" in der Natur mechanisch zu erklären durch das Wechselspiel der Anpassung und Vererbung im Kampf ums Dasein, ganz im Geiste Goethes, der selbst das Problem des öfteren diskutiert und dabei jedesmal in schärfster Weise Stellung gegen die teleologische Betrachtungsweise genommen hat. Für

ihn ist es sinnlos, zu fragen, wozu der Eber die Hauer hat; man darf nur fragen, warum er sie besitzt. Der Ochse hat nicht Hörner, um sich zu wehren, sondern er wehrt sich, weil er Hörner hat. So war es auch noch zu Goethes Zeit eine geläufige Betrachtungsweise — wie in religiös befangenen Kreisen jetzt noch — anzunehmen, daß die Tiere des Waldes und die Fische des Meeres deshalb geschaffen seien, damit der Mensch sie esse. Diese Anschauungsweise ist für Goethe ebenso unwissenschaftlich, wie sie es schon dem Epikureer war. „Die Vorstellungsart (sagt Goethe), daß ein lebendiges Wesen zu gewissen Zwecken nach außen hervorgebracht und seine Gestalt durch eine absichtliche Urkraft dazu dokumentiert werde, hat uns in der philosophischen Betrachtung der natürlichen Dinge schon mehrere Jahrhunderte aufgehalten und hält uns noch auf. Der Mensch ist gewohnt, die Dinge nur in dem Maße zu schätzen, als sie ihm nützlich sind, und da er, seiner Natur und seiner Lage nach, sich für das Letzte der Schöpfung halten muß: warum sollte er auch nicht denken, daß es ihr letzter Endzweck sei? Warum soll sich seine Eitelkeit nicht den kleinen Trugschluß erlauben? Weil er die Sachen braucht und brauchen kann, so folgert er daraus: sie seien hervorgebracht, daß er sie brauche. Und da er ferner an sich und an andern mit Recht diejenigen Handlungen und

Wirkungen am meisten schätzt, welche absichtlich und zweckmäßig sind, so folgt daraus, daß er der Natur, von der er ohnmöglich einen größeren Begriff als von sich selbst haben kann, auch Absichten und Zwecke zugeschreiben wird." Diese Betrachtungsweise lehnt Goethe von Grund aus ab; er weist alle Endursachen zur Erklärung der Naturanschauungen zurück; für ihn ist auch in den organischen Naturgebieten nur eine rein kausale Betrachtungsweise möglich.*)

Wie lange hat es gebraucht, um diese richtige Einsicht der griechischen Naturphilosophen, allen voran der Demokriteer und Epikureer, zum Gemeingut wenigstens der Wissenschaft zu machen, von der allgemeinen Weltanschauung ganz zu schweigen! Über zweitausend Jahre! Grund genug, beim Anblick dieser langwierigen Entwickelung mit seinen Anforderungen an die intellektuelle Fortentwickelung der Menschheit etwas sehr bescheiden zu werden.

Kehren wir nach diesen Erörterungen über den prinzipiellen Standpunkt der epikureischen Natur-

*) Vgl. dazu Rudolf Magnus, Goethe als Naturforscher. Leipzig 1906. Zur Frage der Zweckmäßigkeit in der Natur überhaupt: Ernst Haeckel, Natürliche Schöpfungsgeschichte. Ausgabe in einem Bande 1911, S. 17 u. 775, sowie dessen Prinzipien der generellen Morphologie, 1906, S. 33 (Teleologie u. Causalität) u. S. 320 (Dysteleologie oder Unzweckmäßigkeitslehre).

lehre zu dieser zurück, um sie auch im einzelnen noch genauer kennen zu lernen.

An die Spitze seiner Naturlehre stellt Epikur den Satz: Nichts kann aus nichts entstehen, und Lukrez fügt hinzu: auch nicht durch den Willen der Götter. Denn wenn dies möglich wäre, so könnte auch alles aus allem entstehen, nicht bloß aus den ihm eigentümlichen Stoffen, dem „Samen" jedes Dinges. Ebensowenig kann etwas zu nichts werden. Eins stellt die Natur aus dem andern her, und sie läßt nur immer Neues entstehen aus anderer Dinge Verwesung. Die Gesamtheit des Wirklichen ist mithin unveränderlich, unverminderbar und unvermehrbar. Wenn das (scheinbar) Verschwindende zugrunde ginge und sich in Nichts auflöste, so würde längst schon alles zugrunde gegangen sein. Und es war auch das Ganze (in seiner Gesamtheit) immer so, wie es jetzt ist, und wird immer so sein; denn es ist nichts, worein es sich verändern, nichts, in das es sich verwandeln könnte; denn außer dem Ganzen ist nichts, in welches es eingehen und verändert werden könnte. (Was alles ist, kann nicht zu etwas werden, was außerhalb des „Alles" liegt. Was ist, kann nicht zu etwas werden, was nicht ist.) Wirklich allein ist aber nur das Körperliche und der leere Raum, ein Drittes gibt es nicht: sei es was es auch sei, so ist es doch immer ein Etwas, das, groß oder auch klein, zum mindesten

wirklich doch da ist. Läßt sichs berühren, so leicht und gering es immer auch sein mag, so ist es ein Körper; daß Körper vorhanden, beweist schon der gewöhnliche Sinn. Ist es jedoch unberührbar und so, daß es nirgends den Durchgang einem der Körper verwehrt, so ist es der Raum und das Leere (Lukrez). Wenn das nicht wäre, was wir das Leere, den Raum, die unberührliche Natur nennen, so hätten die Körper nichts, wo sie wären, sie könnten sich auch nicht bewegen; da wir doch aber Bewegung sehen, so muß etwas sein, das nicht von Körpern erfüllt ist: das Leere. Ohne leere Zwischenräume, meint Lukrez, könnte sich nicht die Nahrung durch den ganzen Körper der Pflanzen und Tiere verbreiten, könnte der Schall, die Kälte, das Wasser, das Licht (die alle als körperlich gefaßt werden) nicht durch feste Körper dringen. Ebenso zeugt für das Vorhandensein eines leeren Raumes die Tatsache des verschiedenen Gewichtes der Körper. Wäre dieselbe Masse von Körperlichem im Wollknäuel wie im Blei, so müßte die Schwere, die den Körpern eigentümlich ist, bei beiden die nämliche sein.

Es gibt also in Wahrheit nur Körper und den leeren Raum; alles übrige, welchen Namen man ihm auch geben mag, ist nur Zustand oder Ereignis.

Von den Körpern sind die einen zusammengesetzt; andere nicht. Diese einfachen Bestandteile,

aus denen sich alles aufbaut, sind die Urkörper, die Samen und Stoffe der Dinge, die demokritischen Atome. Die Atome müssen unteilbar und unveränderlich sein; denn ginge die Teilung ins Unendliche weiter, so würde sich alles am Ende wieder in Nichts auflösen, und umgekehrt müßte ebenso alles aus Nichts geworden sein.

Man nehme an, sagt Lukrez, auch die Atome wären wieder teilbar und so fort ins Unendliche: wäre dann ein Unterschied zwischen dem kleinsten und dem größten Ding? Keiner! denn das Kleinste würde ebenso wie das Größte aus unendlich vielen Teilen bestehen. „Aber dagegen sträubt sich die Vernunft, sie verweigert den Glauben.“

Die Atome sind also unteilbar, sie haben keinen leeren Raum in sich (sind absolut dicht), und deshalb können sie nicht geteilt und nicht zerstört werden und nicht verändert: sie sind ewig.

Sie sind so klein, daß wir sie nicht sehen können; an ihrer Existenz ist dennoch nicht zu zweifeln, gibt es doch genug Dinge, die unleugbar vorhanden sind, obgleich kein Auge sie sehen kann: die Winde z. B., die das Meer aufpeitschen, die Wolken jagen, Bäume entwurzeln, alles mit sich reißen, was ihnen begegnet. Wir empfinden verschiedene Gerüche, die Hitze, die Kälte, die Stimmen und Töne. „All dies muß doch körperlicher Natur sein, denn wie könnten sie sonst den Sinn

anstoßen und rühren? Nur ein Körper berührt und läßt sich auch wieder berühren.“ Gewänder, am wellenbrechenden Ufer aufgehängt, feuchten sich an und trocknen wieder, der Sonne entgegengespreitet; dennoch sehen wir nicht, wie sie die Nässe des Wassers einziehen oder wie dieses an der Sonne verdunstet. „Also löst sich das Naß in kleinere flüchtige Teile auf, die das Auge zu fassen nicht fähig ist.“ Der Ring am Finger verdünnt sich im Lauf der Jahre, der fallende Tropfen höhlt den Stein, die Erde des Ackers reibt das Eisen des Pfluges ab, die Hände der ehernen Götterbilder vor den Toren der Stadt sieht man durch die Berührung der Wanderer verkleinert.*) „Augenscheinlich ists, daß sich dieselben vermindern; aber wie dies geschieht und welche Teile von ihnen die Zeit abließ, das ist unsern Augen verborgen.“

So macht Lukrez die Existenz von unsichtbar kleinen Atomen durch die Analogie verständlich.

Außer Größe, Gestalt und Schwere besitzen die Atome keine Eigenschaften; Farbe, Wärme, Geruch kommt ihnen an und für sich nicht zu; die Farbe resultiere aus der Stellung, der gegenseitigen Lage der Atome.

---

*) Wie damals, so heute: der Fuß der Petrus-Statue in der Peterskirche in Rom ist durch die Küsse der Gläubigen um mindestens ein Drittel in seinem Volumen verkleinert.

Die Gestalt und Größe der Atome muß unbestimmbar mannigfaltig sein, da sich sonst die zahllosen Unterschiede in den Dingen nicht erklären ließen; doch weist Lukrez auch, um die Mannigfaltigkeit der Dinge plausibel zu machen, auf die wenigen Lettern des Alphabets hin, die durch verschiedene Zusammenstellung so viele verschiedene Worte ergeben, wie diese wieder verschiedene Verse, ganze Schriftwerke, die gesamte Literatur. So werden von Epikur die Eigenschaften der Dinge aus der Gestalt und Anordnung der Atome und der Zusammensetzung verschiedenartiger Atome erklärt. Die Mannigfaltigkeit der Atome in Größe und Gestalt wird jedoch nicht als unbegrenzt angenommen; unbegrenzt nur ist ihre Zahl, und unbegrenzt ist der leere Raum; unbegrenzt ist demnach das Weltall und die Zahl der Weltkörper. Denn da alles Begrenzte durch ein anderes begrenzt wird, so kann das Weltall keine Grenze haben, jenseits deren noch etwas wäre, was nicht zum Weltall gehörte; es ist unmöglich, eine Grenze des Weltalls zu denken, ohne in logische Widersprüche zu geraten; daß der Gedanke des Unendlichen für uns unvollziehbar ist, darf uns nicht hindern, die Welt als unbegrenzt hinzustellen; es gibt für uns nur eine praktische Grenze der Welt: sie ist da, wo unser Wahrnehmungsvermögen erlahmt.

Lukrez bringt noch ein anderes Argument für die Unendlichkeit des Raumes: wäre der Raum, sagt er, begrenzt und endlich, so hätte die Masse des Stoffs sich längst durch eigene Last zu Boden gesenkt und wäre zusammengeflossen, und nichts könnte sich mehr ereignen. Lukrez würde heute wahrscheinlich ähnlich über den Satz von der Entropie argumentieren.*)

Unendlichkeit des Raumes und Unendlichkeit der Zahl der Atome entsprechen einander; denn, sagt Epikur, wäre der Raum begrenzt, die Zahl der Atome aber nicht, so hätten diese keinen Platz; und wäre umgekehrt der Raum unendlich und die Zahl der Atome beschränkt, so würden sich diese im unendlichen Raume zerstreuen, und es würde nie zur Bildung von Weltkörpern kommen.

Die Atome befinden sich in ewiger Bewegung, sie fallen infolge ihrer Schwere beständig nach unten; und ihre Bewegung durch den leeren Raum, wo sie durch nichts aufgehalten werden, ist schneller als die Schnelligkeit der Sonnenstrahlen: in derselben Zeit, in der die Blitze der Sonne die Himmelsräume durchschießen, müssen sie dieselbe Strecke mehrere Male durchmessen. Wundre dich nicht, sagt Lukrez zu dem Freund, daß bei dem bestän-

*) Vgl. Ernst Haeckel, Die Welträtsel. Kröners Taschenausgabe S. 150.

digen Umtrieb aller Atome das Ganze dennoch zu ruhen scheint, abgesehen von den sichtbaren Bewegungen der Körper. Da die Atome unsichtbar klein sind, so entzieht sich auch ihre Bewegung dem Auge; so wie uns eine Schafherde in weiter Ferne als ein weißer Fleck auf grünem Boden erscheint, in dem doch alles tatsächlich in lebendigster Bewegung ist.

Demokrit hatte angenommen, daß die Atome in ihrem Falle aufeinander treffen und infolgedessen Wirbel entstehen, die, indem sie sich weiter und weiter ausbreiten, zur Bildung von Weltkörpern führen. Epikur hielt einen solchen Zusammenstoß für unmöglich, wenn nicht die Atome im Fall etwas von ihrer geraden Bahn abwichen — aus freier Selbstbestimmung. Diese Annahme Epikurs bezeichnet seinen intellektuellen Sündenfall; sie ist, wie ich schon sagte, ein völliger Fremdling in seiner mechanisch-kausalen Welterklärung, anscheinend nur deswegen eingeführt, um damit — die Willensfreiheit des Menschen zu retten. Zweiter Sündenfall! Auch die Freiheit des menschlichen Willens gehört nicht in eine naturalistische Weltanschauung, als welche der Epikureismus doch sonst mit Recht auftritt. Die häufig unzutreffende, offenbare oder verborgene Angst, daß ohne Willensfreiheit keine Ethik zu begründen wäre, ist tatsächlich so völlig unbegründet, daß im Gegenteil keine

Erziehung, keine Sitte, keine Moral, keine Rechtsordnung möglich wäre, wenn nicht auch die Handlungen der Menschen streng kausaler Gesetzmäßigkeit folgten, in welcher Vorschriften, Lehren und Gesetze als Motive und Ursachen wirken.

Mit Recht bemerkt Friedrich Albert Lange zu diesem Punkt: „Es ist schwer zu begreifen, wie man in dieser Lehre von der ‚Willensfreiheit' einen Vorzug des Lukrez vor Epikur und einen Ausfluß seines kräftigeren sittlichen Charakters hat erblicken können; denn abgesehen davon, daß auch dieser Zug wohl sicher Epikur angehört, handelt es sich hier um eine vage Inkonsequenz der physikalischen Theorie, welche der sittlichen Verantwortlichkeit durchaus keine Stütze bietet. Man könnte im Gegenteil die unbewußte Willkür, mit welcher die Seelenatome den Ausschlag hierhin oder dorthin geben und dadurch die Richtung und den Effekt des Willens bestimmen, fast als eine Satire auf das equilibrium arbitrii ansehen, da unter keinem Bilde klarer gemacht wird, wie gerade durch die Annahme eines solchen Ausschlags im Gleichgewicht jeder feste Zusammenhang zwischen den Handlungen einer Person und ihrem Charakter aufgehoben wird." Hier sei also nochmals konstatiert: die Annahme freier Selbstbestimmung der Atome bedeutet einen Sündenfall Epikurs; gemildert wird er durch

die Tatsache, daß die freie Selbstbestimmung der Atome sonst nirgends mehr zu Hilfe gerufen wird.

Aus der Wirbelbildung, die nach dem Zusammenstoß der Atome bei Epikur ebenso wie bei Demokrit entsteht, gehen die Welten hervor. Es ist eine einfache Folgerung dieser Theorie, daß der Stoff der Welt überall im wesentlichen als gleich angenommen wird: aus ähnlichem Stoff sind Erde und Himmel gebildet, die Sonne, das Meer, aus ähnlichem Pflanzen und Tiere; nur der verschiedene Grad verschiedener Mischung bestimmt ihre Verschiedenheit.

Als „Welt" bezeichnet Epikur einen gewissen Umfang des Himmels, der die Gestirne, die Erde und alles Sichtbare umschließt und gegenüber dem unendlichen Weltenraum eine relative Abgeschlossenheit besitzt. (Vielleicht ist es richtig zu sagen, daß Epikur unser Milchstraßensystem als eine „Welt" anzusehen bereit wäre.) Solcher Welten gibt es nach Epikur unendliche, gemäß dem unendlichen Raum sowie der unendlichen Zahl der Atome, und diese unendliche Zahl von Welten ist in einem ewigen Werden und Vergehen, ihre Atome treten zusammen und lösen sich wieder voneinander und gehen neue Verbindungen ein und so fort. Infolge der zahllosen Verbindungsmöglichkeiten der unbestimmbar mannigfaltigen Atome sind auch die entstehenden Welten von größter Mannigfaltigkeit,

doch ist es nicht ausgeschlossen, daß unter der unendlichen Zahl von Welten diese oder jene der unsrigen ähnlich oder gar gleich ist, und da in der unendlichen Zeit alle denkbaren Atomenverbindungen entstehen konnten, so kann nie etwas geschehen, was noch niemals dagewesen ist.

Die ewige Wiederkunft des Gleichen!

Zwischen den einzelnen Welten befinden sich leere Zwischenräume, Intermundien, in denen, wie wir wissen, die Götter interniert sind. Da aber nach Epikur auch in diesen Intermundien Welten entstehen können, aus Atomen, die durch Auflösung benachbarter Welten frei werden, so müssen wohl oder übel die Götter zeitweilig aus ihrer beschaulichen Ruhe aufgestört und umquartiert werden.

Verfolgen wir nun den Weltprozeß, wie er nach Epikur zur Bildung unserer Welt, unserer Erde und der irdischen Dinge geführt hat. Lukrez gibt eingehenden Bericht davon, „wie jener Wurf des uranfänglichen Stoffes gründete Himmel und Erde, die tiefen Schlünde des Weltmeeres, den Lauf der Sonne, des Mondes.“

Von Ewigkeit her auf mancherlei Weise getrieben, teils durch eignes Gewicht, teils durch Stöße von außen, ohne Plan, ohne Ziel, hat sich die Menge der Atome zuerst auf allerlei Weise gemischt, allerlei Wege versucht, bis nach langem Verlauf in unendlichem Zeitraum jene sich zusammenfanden, die

den Urkeim der Erde, des Meeres, des Himmels, der lebenden Wesen bildeten. Hier wird von vornherein jede Teleologie, jeder Gedanke an eine vor der Schöpfung stabilierte Zweckmäßigkeit zurückgewiesen. Das Zweckmäßige ist nur ein Spezialfall des Naturgeschehens, es ist das, was sich unter unendlichen Bildungen, unter gegebenen Verhältnissen erhalten kann. „Eine Welt, die sich selbst erhält, ist danach nur der eine Fall, der bei unzähligen Kombinationen der Atome sich im Laufe der Ewigkeit von selbst ergeben muß, und nur eben der Umstand, daß die Natur dieser Bewegungen darauf führt, daß sie sich im großen ganzen erhalten und immer neu ergänzen, gibt den Verhältnissen dieser Welt die Dauer, deren wir uns erfreuen.“ (Fr. A. Lange.)

Wir begegnen demselben Gedanken später noch einmal bei der Lehre von der natürlichen Entstehung der Lebewesen.

Damals, in jener Urzeit, gab es noch nicht, Ströme des Lichtes verbreitend, die Sonne; die Sterne waren noch nicht, nicht Meer noch Erde noch Himmel, nichts als die chaotische neue zusammengedrängte Masse. Verbindungen entstanden und lösten sich wieder, bis sich zusammenfand, was zusammenpaßte. Zuerst vereinigten sich so die Stoffe der Erde, weil sie die schwersten waren, und indem sie sich zusammendrängten, preßten sie die Stoffe

hervor, aus denen sich das Meer und die Sterne, Sonne und Mond bildeten; allen voran der Äther, der aus den feinsten und leichtesten Atomen besteht, sodann die Stoffe, aus denen sich der Mond und die Sonne bildeten, schwerer als der Äther und leichter als die Erde; infolge dieses Verlustes sank gleichzeitig die Erde ein an den Stellen, wo jetzt sich ausdehnt die bläuliche Fläche des Meeres. Unter der Einwirkung der Ätherglut und der Sonnenstrahlen zog sich die Erde noch mehr zusammen und preßte den „salzigen Schweiß“ aus, das Meer, Täler senkten sich ein, es entstanden hochragende Berge.

Aber auch noch nach der Geburtszeit unserer Welt, nachdem Erde und Meer und Sonne gebildet waren, kamen von außen noch viele Körper hinzu, viele „Samen“, Atome, hergeschleudert aus dem großen Ganzen.

Machen wir hier eine kurze Pause, um Epikur auch über seine Ansichten in speziellen Fragen der Naturwissenschaft zu befragen.

Wir wissen, daß Epikur die Physik nur um der Ethik, der Lebenskunst willen schätzte, weil sie allein geeignet sei zur Überwindung der religiösen Vorurteile und der aus ihr entspringenden Furcht. Dazu aber genügt es, die allgemeinen Ursachen der Dinge zu kennen; in der speziellen Physik befleißigt sich der Epikureer einer weisen Zurück-

haltung seines Urteils, er hält es für falsch, sich einer speziellen Theorie zu verschreiben und hält sich verschiedene Erklärungsmöglichkeiten offen, wenn sie nur natürlich sind und keinerlei Einmischung der Götter postulieren; eine von diesen Möglichkeiten allein für die einzig richtige ausgeben, heißt ihm in den meisten Fällen über die Grenzen der Erfahrung hinausgehen und in die Willkür der religiösen Erklärung zurückfallen.

Vielleicht, heißt es bei Epikur, bewegt sich die Welt, vielleicht steht sie still. Vielleicht ist sie rund — vielleicht dreieckig oder sonstwie gestaltet. Vielleicht erlöschen die Sonne und die Sterne bei ihrem Untergang und entzünden sich wieder beim Aufgang — vielleicht verschwinden sie unter der Erde und kommen wieder hervor, oder es kommen noch andere Gründe in Frage. Vielleicht beruht die Zu- und Abnahme des Mondes auf einer Drehung des Mondkörpers, vielleicht aber auch auf einer Gestaltung der Luft, oder auf wirklicher Zu- oder Abnahme, oder auf sonst einer Ursache; vielleicht leuchtet der Mond mit fremdem, vielleicht aber auch mit eigenem Licht: in der Erfahrung finden wir sowohl Körper, die eigenes, als auch solche, die fremdes Licht haben.

Der letztere Zusatz zeigt, daß es Epikur durchaus nicht gleichgültig sein kann, welche Erklärung schließlich die Oberhand behalten soll: es ist immer die,

die durch die Erfahrung bestätigt wird. Aber Epikur hält es in dieser wie in ähnlichen Fragen für unmöglich, auf Grund der damals vorhandenen mangelhaften Erfahrungstatsachen eine bestimmte Entscheidung zu treffen und zeigt sich darin vorsichtiger als mancher moderner Naturforscher, der seine mangelhaft begründete Hypothese für ausschließend richtig hält, oder andere, „auch moderne“ Naturforscher, die aus der derzeitigen Unmöglichkeit einer sicheren Erkenntnis in dieser oder jener Frage die seltsame Berechtigung ableiten, ein Ignobimus auszusprechen oder gar in die Naturerklärung den wundertätigen Gott wieder einzuführen.

Entschieden zu weit geht auch die Meinung von Ed. Schwartz, daß Epikur grundsätzlich auf die exakte Erklärung der Naturvorgänge keinen Wert lege, und daß er die wissenschaftlichen Aufgaben, die Demokrit der Nachwelt gestellt habe, verächtlich beiseite schiebe. Das Gegenteil ist der Fall: nur auf die exakte, erfahrungsmäßige Erklärung will Epikur das Naturstudium begründet wissen, wie er gegenüber den wilden Hirngespinsten der spekulativen Naturphilosophen betont; und daß er selbst sich nicht der exakten Forschung zugewendet habe, das kann ihm nur der zum Vorwurf machen, der ihm andere Aufgaben stellt, als er selbst, seiner Geistesrichtung gemäß, sich stellen konnte. Er war Philosoph, nicht Naturforscher; nicht neue Erkennt-

nisse wollte er seinen Jüngern bringen, sondern eine neue Wertung des Lebens.

Daß sich mit der „ebenso tiefsinnigen als behutsamen Methode“ Epikurs die Annahme der größeren Wahrscheinlichkeit einer bestimmten Erklärung durchaus vereinigen läßt, betont Fr. A. Lange mit Recht.

Kehren wir danach zurück, um mit dem epikureischen Dichter die Entwickelung der Erde und ihres Lebens weiter zu verfolgen.

Die neugeborene Erde trieb Pflanzen und Kräuter hervor und erzeugte lebende Wesen von mancherlei Art, durch verschiedene Verbindung verschiedener Stoffe. Denn vom Himmel herab sind die Tiere nicht gefallen, noch aus salzigem Sumpf die Bewohner der Erde gestiegen; mit Recht behauptet die Erde den Mutternamen, da alles aus ihr entstanden ist: die Geschlechter der Tiere wie der Menschen. Unter ihnen waren, wie schon Empedokles angenommen hatte, auch seltsame Mißgeburten, aber sie gingen wieder zugrunde, ohne sich fortzupflanzen; nur diejenigen erhielten sich, die sich zu ernähren, fortzupflanzen und vor Gefahren zu schützen wußten. Also auch hier ist jede Teleologie, jede Annahme einer vorbestimmten Zweckmäßigkeit ausgeschaltet: das Zweckmäßige ist nichts als ein Spezialfall des Entstehenden; es ist das, was sich erhält, oder was zur Erhaltung eines

Entstandenen dient. Die Teleologie stellt den wahren Sachverhalt nur einfach auf den Kopf. —

Die Menschen der Urzeit waren nach Lukrez von härterer Natur als die jetzigen, ausgerüstet mit mächtigem Knochenbau. Weder Hitze, noch Frost, noch ungewohnte Nahrung konnte ihnen etwas anhaben. So lebten sie dahin der Jahre rollenden Kreislauf, umherschweifend wie die Tiere des Feldes, unkundig des Ackerbaues, von Eicheln, Früchten des Erdbeerbaumes und anderer wildwachsender Kost sich ernährend, an Quellen und Flüssen ihren Durst stillend.

Noch kannten sie nicht den Gebrauch des Feuers, kleideten sich nicht in Felle, wohnten in Hainen, Wäldern und Höhlen, bargen unter Gebüsch die schmutzigen Glieder. Mit geschleuderten Steinen und mit Keulen erlegten sie die Tiere des Waldes, die sie schnellfüßig erjagten oder leichtfüßig beschlichen.

Unbekümmert um das gemeinsame Wohl, kannten sie keine Sitten, keine Gesetze; was der Zufall jedem in den Weg führte, das nahm er zum Raub, jeder nur besorgt um sein eigenes Leben und Wohlergehen.

Auf die Gefahren der Urzeit kommend, zieht der epikurische Dichter scharfe Vergleiche: Damals mußte wohl mancher sein Leben unter den Zähnen reißender Tiere aushauchen — aber noch kamen nicht Tausende an einem Tage um unter den Führern.

Damals gab wohl öfter Mangel an Nahrung den ausgezehrten Gliedern den Tod — aber noch erdrückte sie nicht Übermaß und Schwelgerei. Damals ging wohl mancher am Genuß eines giftigen Stoffes zugrunde — heute bereitet man Gift für andere. —

Durchaus natürlich wird die Entstehung der Sprache geschildert: wie die Natur selbst dazu zwang, bei verschiedenen Anlässen verschiedene Laute auszustoßen, ähnlich wie auch die Tiere ihre Furcht, ihren Schmerz, ihre Freude durch ganz verschiedene Laute zum Ausdruck bringen. Der Molosserhund, der knurrend die Zähne zeigt, laut bellt, beim Spiel seine Jungen ankläfft, im Hause zurückgelassen heult, oder winselnd mit eingezogenem Rücken den Schlägen entflieht, gibt dabei die verschiedensten Töne von sich, welche den verschiedensten Innenzuständen entsprechen. Die Anwendung solcher Naturlaute beim Anblick bestimmter Dinge, bei bestimmten Vorgängen und Ereignissen ergab die Wörter, in ihrer Zusammensetzung die Sprache. Es ist töricht, sich einzubilden, es habe irgend ein einzelner Mensch den Dingen Namen gegeben, und daß von diesem die anderen sie gelernt hätten; wie hätte auch einer die Macht gehabt, die anderen zu zwingen, die Namen anzuhören, die er erfunden hatte? Keiner wäre so gefällig gewesen, sich die Ohren mit unverstandenen Lauten betäuben zu lassen.

Allmählich lernten die Menschen Hütten bauen, Felder bearbeiten, das Feuer benutzen; die Bande des Familienlebens knüpften sich, und das Menschengeschlecht begann milder zu werden. Die Nachbarn begannen Freundschaft anzuknüpfen, zuerst, um sich gegenseitig keinen Schaden mehr zuzufügen, sodann auch zur gegenseitigen Hilfe; Schonung der Weiber und Kinder wurde eingeführt. „Freilich herrschte noch nicht bei allen gleiches Verständnis, aber ein großer und guter Teil hielt treulich die Abmachungen: aufgerieben hätten sich sonst die Menschen schon damals und ihr Geschlecht hätte sich nicht bis heute erhalten."

Lukrez gibt damit sehr treffend die Entstehung und den Grund der sozialen Moral an: sie ist ein Mittel zur Erhaltung im Kampf ums Dasein.*)

Immer mehr Fertigkeiten und Künste lernte die Menschheit, die zur Erhaltung des Lebens und Steigerung der Lebenshaltung dienten. Nicht von Göttern und göttlichen Wesen wurden sie ihm beigebracht, wie die Religion wollte: die Dinge, Ereignisse, Zufälle selbst belehrten ihn; erst nach mancherlei Irrwegen, durch seine Natur und Bedürfnisse zu blinden Versuchen gedrängt, kam der

*) Vergl. dazu Darwin, Die Abstammung des Menschen. X. Kapitel. Kröners Volksausgabe.

Mensch auf das Richtige, das sich dann durch seinen offenbaren Wert erhielt, in bleibenden Gebrauch kam und durch Nachdenken verbessert wurde, bei dem einen schneller, dort langsamer, hie und da erst nach langen Zeiträumen.

Das Feuer erhielt die Menschheit durch Blitze, oder durch Entzündung von Ästen, die durch den Sturmwind aneinander gerieben wurden. Speise zu kochen lehrte die brennende Sonne. Die Hände, die Nägel, die Zähne waren die ältesten Waffen und Werkzeuge; auch Baumäste und Steine; auf die Metalle wurde man aufmerksam, als große Waldbrände die natürlich vorkommenden Erze geschmolzen hatte. Zuerst hüllte man sich in Felle, dann in geflochtene, endlich in gewobene Stoffe. Das Vorbild und die Anleitung zu Pflanzung und Feldbau gaben die Pflanzen selber: Beeren und Eicheln fielen herab und unten sproßte die junge Brut auf. Die Anleitung zur Musik gaben die Vögel; Zephyrs Säuseln im hohlen Rohr belehrte den Landmann in den gehöhlten Halm zu blasen: so lernten sie allmählich die Kunst des Flötenspiels. Die gesetzmäßige Folge der Zeiten und Jahre lehrte die regelmäßige Bewegung der Gestirne erkennen. Es folgte die Erfindung der Schrift, Dichtkunst, Malerei: so brachten die Zeit und das Nachdenken allmählich alles zum Vorschein; denn wir bemerken es wohl, daß in den Künsten sich

eins aus dem andern erhebt, bis sie zuletzt den erhabensten Gipfel erreichen.

In derselben natürlichen Weise entwickelte sich das gesellschaftliche und staatliche Leben. Einzelne, durch die Kraft des Körpers und des Geistes ausgezeichnete Männer gründeten Städte und Burgen und verteilten Äcker und Vieh unter ihre Anhänger. Als später das Gold entdeckt wurde, verdunkelte sein Glanz das Ansehen der Starken und Schönen: denn in das Gefolge des Reichen begibt sich gemeiniglich jeder. Aber mit dem Anwachsen der Macht und des Reichtums erhob sich auch der Neid und die Eifersucht: die Herrscher werden gestürzt und in wilder Anarchie herrscht die rohe Menge, bis sich das Menschengeschlecht, müde der ewigen Kämpfe und des Lebens unter der Gewalt, dazu verstand, Obrigkeiten zu wählen und sie mit gesetzlicher Macht auszustatten.

Man muß anerkennen, daß in all diesen Ausführungen des genialen epikureischen Dichters sehr viel Wahres enthalten, und daß seine Darstellung der Menschheitsentwickelung im großen und ganzen wohl den Tatsachen entsprechen dürfte.*)

Man vergl. dazu außer Darwins Abstammung des Menschen (Kröners Volksausgabe): Hoernes, Natur- und Urgeschichte des Menschen. Wien und Leipzig, 1910.

Ebenso naturalistisch wie seine ganze Naturlehre ist nun auch die Seelenlehre Epikurs.

Die Seele ist, wie alles Wirkliche, ein Körper. Sie ist ebenso ein Teil des Menschen wie etwa die Hand, der Fuß, das Auge. Sie besteht aus den feinsten, leichtesten, rundesten, beweglichsten Atomen; dies folgt aus der Schnelligkeit der geistigen Bewegungen, sowie daraus, daß der entseelte Körper noch ebenso schwer ist wie der beseelte. Ebenso wie dem Weine die Blume entfliegt, der Salbe ihr lieblicher Duft, die auch als feinster Stoff in ihnen enthalten sind, ohne daß eine Abnahme ihrer Schwere bemerkbar wird.

Vierfach gemischt soll dieser Seelenstoff sein: ein namenloser, allerfeinster Stoff, die „Seele der Seele“, die Grundkraft, die zuerst erregt wird und ihre Erregung sodann einem verborgenen Hauch mitteilt, wie diese der Wärme und diese der Luft. Diese alle sind untrennbar zu einem Seelenstoff gemischt, tun sich aber in verschiedener Weise hervor, und je nach der Mischung der Stoffe bestimmt sich das verschiedene Temperament des Menschen.

Diese Geistesnatur ist ganz vom Körper umfangen; sie ist der Urgrund seiner Erhaltung. Beide hängen fest an einer Wurzel zusammen. Keins kann vom andern sich trennen, ohne daß beide zerstört werden, ebenso wie vom Weihrauch nicht der Duft genommen werden kann, ohne ihn selbst

zu zerstören. Keins kann ohne das andere besondere Kräfte ausüben, so wenig der Geist als der Körper.

Die Seele des Kindes entsteht bei der Zeugung als Ableger der elterlichen Seelen. Den Samen hält Epikur für ein psychophysisches Teilchen des elterlichen Körpers, und da er auch ein weibliches „Sperma“ annahm, so muß also die Seele des Kindes aus einer Mischung von Seelenatomen beider Eltern entstanden sein. (Den Samen selbst läßt er aus dem Zusammenfluß kleinster Teilchen aus dem ganzen Körper entstehen, ähnlich wie Darwin in seiner Theorie der Vererbung, die er als seine „provisorische Theorie der Pangenesis“ bezeichnet hat.)

Wie die Seele mit dem Körper zugleich erzeugt ist, so wächst sie auch mit ihm, leidet mit ihm, schläft mit ihm, wird mit ihm durch reichlichen Weingenuß betrunken gemacht, wird mit ihm krank und löst sich mit ihm im Tode auf in ihre einzelnen Atome.

Ausführlich handelt Lukrez von der Vergänglichkeit der Seele. Ist die Seele unsterblich, so fragt er, und schleicht sie etwa bei der Geburt in den Körper des Menschen: wie kommt's, daß man sich der vorhergegangenen Jahre nicht erinnern kann? Warum blieb denn nirgends eine Spur von dem, was sie früher erlebte? Warum vererbt sich die

mordgierige Wut immer im Löwengeschlecht? Die List in den Füchsen? Die scheue Furcht im Reh? Ists nicht deshalb, weil die Seele aus bestimmtem „Samen“ entsteht, zugleich mit dem Körper, und mit diesem heranwächst? Ist es nicht heller Unsinn, das Sterbliche mit dem Unsterblichen paaren zu wollen, einen sterblichen Leib mit einer unsterblichen Seele? Ist es nicht im höchsten Grade lächerlich, zu denken, daß immer eine Anzahl Seelen auf der Lauer ständen, um bei der Zeugung oder bei der Geburt hurtig in den Leib des neuen Wesens einzufahren und ihn besetzt zu halten, bis er baufällig wird und zerfällt, und dann von neuem auf die Wohnungssuche auszugehen? Nein, es ist vernünftiger, die Seele als ebenso sterblich zu denken als den Körper.

Weit entfernt, daß diese Ansicht von der Sterblichkeit der Seele eine trostlose Aussicht eröffnete! Hört doch mit dem Leben auch jede Empfindung eines Übels auf, und die Zeit, in der wir nicht mehr sind, berührt uns so wenig wie die, in der wir noch nicht gewesen sind. Solange wir sind, ist der Tod nicht, und ist der Tod, so sind wir nicht mehr. Der kann nicht elend werden, der nicht mehr ist: im Tod ist für uns nichts zu fürchten. In der Scheu vor dem Tode liegt immer noch ein heimlicher Rest der Vorstellung, daß er selbst es sei, als ein empfindendes Wesen,

das am Boden fault, oder von Flammen verzehrt, von Raubtieren zerrissen wird; und selbst indem er leugnet, diese Vorstellung zu haben, hegt er sie noch und nimmt sich, das empfindende Subjekt, nicht vollständig genug aus dem Leben heraus. Wenn aber etwa eine künftige Konstellation die Stoffe unseres jetzigen Daseins wieder sammeln und in eine gleiche Lage wie jetzt bringen sollte, so würde das eben ein neues Leben sein, das mit unserm jetzigen durch nichts verbunden wäre. Weit entfernt also, daß die Überzeugung von dem völligen Nichtsein etwas Schreckliches an sich habe, gibt sie vielmehr die tröstliche Aussicht auf ewige Ruhe, benimmt sie auch dem noch Lebenden die Furcht vor den Schrecknissen der Unterwelt.

Was die Religion von den Seelen erzählt, die sich in der Unterwelt befinden, das ist alles bei uns im gegenwärtigen Leben. Nicht ein Tantalus wird in der Unterwelt von Furcht vor dem Felsen bedrückt, der über seinem Haupte droht, sondern die Sterblichen werden im Leben so durch die nichtige Furcht vor Göttern und vor dem Tode geängstigt. Nicht der Riese Tityos wird in der Unterwelt ewig von Geiern zerfleischt, sondern jeder, den die Qualen der Liebe oder sonst einer Leidenschaft verzehren. Nicht Sisyphos wälzt in der Unterwelt den ungeheuren Steinberg, der alsbald vom Gipfel wieder herabrollt, sondern jeder,

der nach Würden und Ämtern trachtet. Den Jungfrauen, die immerfort Wasser in ein durchlöchertes Faß schöpfen, gleicht der, der die Freuden des Lebens nicht zu schätzen weiß und sich nie an den Gütern des Lebens ergötzt.

Auch der Gedanke an eine vergeltende und ausgleichende Gerechtigkeit braucht nicht notwendig dazu zu führen, ein „Jenseits“ zu fordern: schon im Leben schrecken harte Strafen die verbrecherische Tat, oder das schuldige Gewissen peinigt mit brennender Geißel.

Aber ist nicht doch der Gedanke an das völlige Ende schrecklich? Nicht mehr empfängt dich dein freundliches Haus, noch die treue Gattin; nicht mehr kommen dir die lieblichen Kinder entgegen, mit schweigender Wonne dich labend. Nicht mehr kannst du fruchtbare Taten vollbringen, nicht mehr den Deinen Schutz und Hilfe sein.

So sagt man, aber vergißt, hinzuzusetzen: Es wird mich auch kein Verlangen nach all dem mehr quälen.

Ja, du, wie du hier liegst, entschlummert, du wirst freilich für alle Zeiten von Kummer und Schmerz erlöst sein; wir aber bleiben in Kummer und Trauer zurück.

Wenn doch, so frag ich zurück, zuletzt alles auf Ruhe und Schlummer hinausläuft, was ist dann so Herbes im Tod, daß sich darum der Mensch in

ewiger Trauer verzehren sollte? Und muß nicht immer das Alte weichen, um dem Neuen Platz zu machen? Sind nicht Könige und Helden und Weise gestorben, und du Mensch, dessen Leben so wenig Wert hat, sträubst dich, ihnen zu folgen?

Was ist dir, Sterblicher, daß du dich so sehr in kläglicher Trauer abhärmst? Warum beklagst und beweinst du den Tod? War anders das Leben, das du bis jetzt geführt, ein angenehmes Geschenk, sind nicht alle Freuden, die der Tag dir bot, dir wie durch ein zerlechztes Gefäß entronnen: warum stehst du nicht auf wie ein satter Gast von der Mahlzeit und nimmst mit willigem Herzen die sichere Ruh an? Und ist es nicht endlich ein erhabener Gedanke, wieder zu dem Urgrund des Daseins zurückzukehren, in den Schoß der Allmutter Natur, aus der doch alles geworden ist? Zur Erde kehrt zurück, was aus ihr kam; was von dem Äther kam, steigt aufwärts wieder zum Äther.

Die spezielle Psychologie des Epikureers, ihre Theorie der Sinnesempfindungen, nach welcher sich von den Dingen feine stoffliche Bilder ablösen und in die Sinnesorgane eindringen, diese Annahmen ausführlicher zu erörtern, sei uns erspart. Beachtenswert ist jedoch noch ihre Behauptung, daß alles, was Empfindung hat, aus

unempfindlichen Stoffen zusammengesetzt sei. Lukrez weist in diesem Zusammenhang darauf hin, daß man doch lebendige Würmer aus stinkendem Mist hervorkriechen sehe, wenn häufiger Regen den Boden in Fäulnis gesetzt habe; er weist ferner darauf hin, wie sich Wasser in grünes Laub verwandelt, dieses in tierischen Stoff und beides in menschlichen. „Also verwandelt die Natur die Nahrung in lebende Wesen und erzielt aus ihr Sinn und Empfindung für alle“. Die Stoffe, woraus sich ein Tier bildet, sind zuvor im Wasser, in der Luft, in der Erde zerstreut, und auch, wenn sie zusammengetreten sind, entwickelt sich die Empfindung nicht sofort, sondern allmählich. Also auch hier erweisen sich die Epikureer als echte Evolutionisten: sie verlegen nicht die Empfindung schon in das einzelne Atom, sondern lassen sie allmählich aus dem Zusammentritt derselben entstehen. Und zu welchen Absurditäten führt es, wenn wir die Tiere, den Menschen aus empfindenden, beseelten Stoffen zusammengesetzt sein lassen? Man müßte annehmen: wie der Mensch selbst, so vermögen auch die Elementarstoffe zu kichern, sie werden vom Lachen erschüttert, oder ein Tränenstrom fließt ihnen die Wangen herunter, auch verstehen sie klug von der Mischung der Dinge zu sprechen und forschen den Stoffen nach, aus denen sie selber gemacht sind. Ist dies nun, wie jeder

erkennt, offenbarer Unsinn, kann man lachen und sprechen und kluge Sachen bedenken, ohne aus Stoffen zu sein, die Ähnliches vermögen, sollten denn andere Dinge, die wir mit Empfindung begabt sehen, nicht ebenso aus Elementen bestehen, die empfindungslos sind?

Ein Zwischenspiel: Die Götter.

Die mechanistische Weltansicht Epikurs bedarf keiner Götter. Aus eigenen Kräften entwickelt sich die Natur, der Mensch und alles Menschliche. Aufs schärfste bekämpft die epikureische Schule den Aberglauben der Gottesvorstellungen, wie sie im Volke verbreitet sind, ebenso wie das Vorurteil vom Walten einer göttlichen Vorsehung.

Mit beißendem Spott macht sich Lukrez über die Vorstellung einer Weltschöpfung durch die Götter her. Albern ist die Meinung, dies herrliche Weltgebäude sei um der Menschen willen von den Göttern geschaffen, diese also dafür gebührend zu loben und zu preisen. Wie könnte wohl den Unsterblichen, Seligen, etwas an unserm Lob und Dank liegen, so daß sie unserthalber irgend ein Werk beginnen möchten? Oder hat Langeweile und Neuerungssucht sie verlockt, ihr Leben zu ändern? Denn doch nur der wünscht einen Wechsel zum Neuen, dem das bisherige Alte nicht mehr gefällt. Und wär' es überhaupt ein Übel für uns, nie geschaffen zu sein? Nur der Geborene mag sich wünschen, so lange zu leben, als die wonnige Lust ihn hält; wer aber noch nie in der Lebenden

Reihen stand, noch nie das Leben genossen hat, was verliert er, wenn er niemals geboren wurde?

Daß auch das Argument von den Unvollkommenheiten der Natur — Haeckels Dysteleologie — von den Epikureern gegen eine göttliche Schöpfung und Vorsehung geltend gemacht wurde, wissen wir schon. Wie könnte die göttliche Vorsehung die Schöpferin einer Welt sein, in der so unzählig viele Übel, Schmerzen, Leiden sind? In der so oft der Edle mißhandelt wird, das Laster triumphiert? An der Einfachheit dieser Fragen müssen die Spitzfindigkeiten jeder Theodizee, jeder „Rechtfertigung Gottes wegen des Übels in der Welt", immer wieder scheitern.

Entweder, so folgert Epikur, will Gott das Übel in der Welt aufheben, aber er kann nicht; oder er kann, will aber nicht; oder er will nicht, noch kann er; oder er will und kann auch. Die drei ersten Fälle sind in Hinsicht auf einen „Gott" undenkbar. Will er aber und kann er das Übel aufheben, welche Vorstellung allein einem „Gott" angemessen ist, woher sind dann die Übel? und warum hebt er sie nicht?

So verkehrt sind die Vorstellungen der Menge von den Göttern, daß nicht der gottlos genannt zu werden verdient, der sie zerstört, sondern der, der ihnen anhängt. Aus Unwissenheit und Furcht sind sie heraus geboren. Aus Unwissenheit, weil

die Menschen die natürlichen Ursachen der Dinge nicht zu erkennen vermochten; aus Furcht, weil sie Gewitter, Erdbeben und dergleichen in ihrer Unwissenheit für Äußerungen des göttlichen Zornes hielten. Furcht ist daher auch immer die Grundstimmung der Religion, und der größte Wohltäter des Menschengeschlechts ist der, der es von dieser Furcht befreit hat — Epikur.

Schmählichen Anblicks lag auf Erden das Leben der Menschen, unter der Religion gewaltsam niedergetreten, und streckte das Haupt aus den himmlischen Regionen, mit entsetzlichem Blick herab auf die Sterblichen drohend. Da trat auf ein griechischer Mann und wagte zuerst es, aufzuheben dagegen das Aug' und entgegenzustreben; nicht der Götter Ruf, nicht Blitze, nicht drohende Donner schreckten ihn ab; sie reizten vielmehr nur schärfer des Geistes angestrengten Mut, die Riegel niederzubrechen, und der erste zu sein, die Natur aus dem Kerker zu lösen. Also hat obgesiegt die lebendige Kraft, und der Geist drang über die Grenzen der flimmernden Wälle des Äthers, erforschte mit Geist und Sinn das unermeßliche Weltall. Von da kam er als Sieger zurück und lehrte, was sein kann und was nicht, und wie, beschränkt durch die eigenen Kräfte, jeglichem Ding ein Ziel, ein endliches Maß ihm gesteckt sei. Und so liegt die Religion nun wieder zur Erde unter die

Füße getreten. Der Sieg erhebt uns zum Himmel.

Sodann wirft Lukrez die Frage auf, ob denn nicht die völlige Verwerfung der Religion auf den Weg der Unsittlichkeit und Lasterhaftigkeit führe, ob diese religionslose Philosophie nicht geradezu Verbrecher züchte. Und er zeigt, wie im Gegenteil die Religion die Quelle der größten Greuel sei, indem er in ergreifenden Worten die Opferung der Iphigenie schildert:

Als nun das Opferband, die zierlichen Locken umwindend,
ihr an der Wangen Paar auf beiden Seiten herabfloß,
und sie den Vater erblickt, der traurig an dem Altar steht,
ihm zur Seite die Priester, die vor ihr verbargen den Mordstahl,
und hinblickend auf sie mit tränenden Augen die Bürger:
da verstummt sie vor Furcht, ihr sanken die Kniee zur Erde.

Ach, da half der Unglücklichen nicht, daß einst sie mit süßem
Vaternamen zuerst den grausamen König beschenkt hat!
Aufgehoben von Händen der Männer, die Zitternde, ward sie
hin zum Altar geführt, nicht daß, nach vollendeter Weihe
festlich sie kehrte zurück, bei jauchzenden Hochzeitsgesängen:
nein blutschänderisch fiel das keusche Opfer, vom Vater
hingeschlachtet, da selbst nun eben sie reifte dem Brautkranz,
nur daß ein günstiger Wind der Griechen Flotte beförbre.
Solche Verbrechen rät dem Menschen die Religion an!

Welche Töne hätte wohl Lukrez finden müssen, um die entsetzlichen Verbrechen zu schildern, welche die christliche Kirche in ihren Ketzergerichten begangen hat, im Namen Gottes und zu seiner größeren Ehre! —

So scharf aber auch Epikur und sein „Garten“ die Religion und die gewöhnlichen Vorstellungen über die Götter zurückwiesen, so machten sie sich doch selbst wieder Götter — nach ihrem Bilde. Ja, Epikur bezeichnete den Glauben an Götter als eine wesentliche Bedingung der Glückseligkeit.

Epikurs Götter sind, wenn auch ihre Leiblichkeit nur eine ätherische sein kann, durchaus menschenähnlich; nur als menschenähnliche Wesen erscheinen sie uns, und nur als solche können die Götter erscheinen — weil die menschliche Gestalt die schönste ist. Epikur legt seinen Göttern sogar Geschlechtsunterschiede bei, hierin galanter gegen das weibliche Geschlecht, als die christliche Religion, die nur männliche Götter kennt, in der katholischen Kirche sich freilich dazu verstehen mußte, auch eine weibliche Gottheit zu schaffen: die Jungfrau Maria.

Unvergänglichkeit und Seligkeit sind die beiden wesentlichen Eigenschaften der epikureischen Götter. Beides wird ihnen gewährleistet durch ihren Aufenthalt in den Zwischenräumen der Welt, in denen sie von dem Untergang der Welten nicht berührt,

von Sorgen um den Lauf der Welten nicht im mindesten belästigt werden.

So sind die „Götter“ Epikurs, die in seliger Ruhe nur sich selber leben.

Wenn aber jemand, sagt Lukrez, auch noch das Meer Neptun und das Getreide Ceres nennen, und den Namen Bacchus lieber mißbrauchen als die Flüssigkeit beim rechten Namen nennen will, so wollen wir gestatten, daß dieser auch den Erdkreis als die Mutter der Götter bezeichnet, wenn er es nur in Wirklichkeit unterläßt, sein Gemüt mit der schnöden Religion zu beflecken.

Diese epikureische Theologie zu verspotten, die zu der ganzen Philosophie Epikurs paßte wie die Faust aufs Auge, war nicht eben schwer. So redet zum Beispiel Seneca unsern Philosophen an: du, Epikur, machst die Gottheit ganz und gar zu einem völlig hilflosen Wesen; und damit deinen Gott ja niemand zu fürchten habe, weisest du ihn noch dazu aus der Welt hinaus. So zäunst du ihn ein in den ungeheuren und undurchdringlichen Wall, fern von der Berührung und dem Anblick der Sterblichen, und du brauchst ihn in keiner Hinsicht zu scheuen; weder Wohltun noch Schaden liegt in seinem Wirkungskreis. In dem Zwischenraum zwischen unserer und einer anderen Welt einsam lebend, hat er nichts zu tun, als nur dem Untergang der um ihn her zusammenfallenden

Welten auszuweichen, ohne je auf unsere Bitten zu achten, oder sich um uns zu kümmern. Und doch willst du diesen Gott verehren wie einen Vater, und, wie mich dünkt, aus dankbarem Herzen; oder wenn du nicht dankbar scheinen willst, weil du ihm doch nichts zu verdanken hast, sondern die Atome und die Krümchen, von denen du redest, dich auf gut Glück zusammengestoppelt haben: warum verehrst du ihn dann?

Friedrich Albert Lange gibt zur Antwort: Unter dem Gesichtspunkt einer subjektiven, das Gemüt zu harmonischer Stimmung bringenden Gottesverehrung allein lassen sich die Widersprüche lösen, in welche uns sonst die naturalistische Physik Epikurs mit seiner Theologie verwickelt bleiben müßte. Denn wenn die Götter sind, aber nicht wirken, so würde das der gläubigen Frivolität der Massen gerade genügen, um sie zu glauben, nicht aber zu verehren, und bei Epikur ist im Grunde das Umgekehrte der Fall. Er verehrt die Götter um ihrer Vollkommenheit willen; dies konnte er tun, gleichviel, ob diese Vollkommenheit sich in äußeren Wirkungen zeigt, oder ob sie nur in unseren Gedanken als Ideal sich entfaltet. Dies aber scheint sein Standpunkt gewesen zu sein.

Es ist in diesem Zusammenhang von nicht geringem Interesse, zu sehen, wie sich Nietzsche die Stellung Epikurs zu den Göttern wie überhaupt

zu derlei theoretisch-spekulativen Dingen zurechtgelegt hat (Menschliches Allzumenschliches, Bd. II, S. 193). „Epikur, sagt er, der Seelenbeschwichtiger des Altertums, hatte jene wundervolle Einsicht, die heutzutage noch so selten zu finden ist, daß zur Beruhigung des Gemütes die Lösung der letzten und äußersten theoretischen Fragen gar nicht nötig sei. So genügte es ihm, solchen, die die Götterangst quälte, zu sagen: wenn es Götter gibt, so bekümmern sie sich nicht um uns — statt über die letzte Frage, ob es Götter gebe, unfruchtbar und aus der Ferne zu disputieren. Jene Position ist viel günstiger und mächtiger: man gibt dem andern einige Schritte vor und macht ihn so zum Hören und Beherzigen williger. Sobald er sich aber anschickt, das Gegenteil zu beweisen — daß die Götter sich um uns kümmern — in welche Irrsale und Dorngebüsche muß der Arme geraten, ganz von selber, ohne die List des Unterredners, der nur genug Humanität und Feinheit haben muß, um sein Mitleiden an diesem Schauspiele zu verbergen. Zuletzt kommt jener andere zum Ekel, dem stärksten Argument gegen jeden Satz, zum Ekel an seiner eigenen Behauptung; er wird kalt und geht fort mit derselben Stimmung, wie sie auch der reine Atheist hat: was gehen mich eigentlich die Götter an! hole sie der Teufel. — In anderen Fällen, namentlich wenn eine halb

physische, halb moralische Hypothese das Gemüt verdüstert hatte, widerlegte er nicht diese Hypothese, sondern gestand ein, daß es wohl so sein könne: aber es gäbe noch eine zweite Hypothese, um dieselbe Erscheinung zu erklären; vielleicht könne es sich auch noch anders verhalten. Die Mehrheit der Hypothesen genügt auch in unserer Zeit noch, zum Beispiel über die Herkunft der Gewissensbisse, um jenen Schatten von der Seele zu nehmen, der aus dem Nachgrübeln über eine einzige, allein sichtbare und dadurch hundertfach überschätzte Hypothese so leicht entsteht. — Wer also Trost zu spenden wünscht, an Unglückliche, Übeltäter, Hypochonder, Sterbende, möge sich der beiden beruhigenden Wendungen Epikurs erinnern, welche auf sehr viele Fragen sich anwenden lassen. In der einfachsten Form würden sie etwa lauten: 1. Gesetzt, es verhält sich so, so geht es uns nichts an; 2. Es kann so sein, kann aber auch anders sein."

Lassen also auch wir, die wir uns in und mit der Welt einrichten wollen, so gut wir es eben immer mit Vernunft und Wissenschaft tun können, lassen auch wir die „seligen Götter" dort, wo sie Epikur untergebracht hat: in den Intermundien, wo sie niemanden stören, wo sie niemand stört. Daß aber die Epikureer bestrebt waren, es ihren Götteridealen nachzutun und wenigstens in idealen „Intermundien" zu leben, davon zeugt ihre Ethik.

Die Ethik Epikurs.

Süß ist's, die Not anderer auf sturmgepeitschtem Meer vom hohen Ufer mit anzusehen (nicht, als könnte man sich am Unglück anderer ergötzen, sondern weil man sieht, von welcher Bedrängnis man selber frei ist); süß ist's auch, die gewaltigen Kämpfe des Krieges in der geordneten Schlacht zu schauen, wenn man vor eigenen Gefahren gesichert ist: aber süßer ist nichts, als in den wohlgegründeten heiteren Tempeln zu wohnen, erbaut durch die Lehren der Weisen, von denen aus man hinabsehen kann auf andere, wie sie im Irrtum sich abmühen, streiten um Geist und Witz, um Ansehen und Würde und Reichtum, Tag und Nacht arbeitend mit niemals rastendem Streben. O ihr dreimal Verblendeten, in welcher Finsternis verbringt ihr das Leben, diesen Moment! Liegt es nicht vor Augen, daß die Natur nichts heißer fordert, als daß wir uns frei machen von Schmerzen, von Furcht und jeglicher Sorge, und in heiterer Ruhe uns geistige Genüsse verschaffen?

In diesen Worten schildert Lukrez das Ideal des Epikureers: frei von Schmerz und Furcht, frei von den gewöhnlichen Sorgen der Menge, ein

Leben in ruhiger Freude, das ist ihm die höchste Glückseligkeit. Wir haben gesehen, wie sie dieses Ideal in ihren Göttern gemalt haben. Wenn Schmerz und Furcht aus der Seele entfernt sind, dann ist der Winter der Seele gelöst, und der Frühling der Lust nimmt von ihr Besitz.

Die Lust ist für Epikur das höchste Gut, das Endziel des Weisen; der Schmerz das einzige unbedingte Übel, dem zu entgehen ist. Wie in seiner Erkenntnistheorie, so macht Epikur auch hier die Wahrnehmung zum Kriterium des höchsten Gutes; die Überzeugung, daß dies in der Lust zu suchen sei, beruhe auf unmittelbarer Erfahrung: von Geburt an, noch ungeleitet von der Vernunft, begehre jedes Wesen die Lust als höchstes Gut und fliehe den Schmerz als größtes Übel; in allem Tun und Lassen all und jeder Kreatur offenbare sich die Wahrheit dieses Satzes.

Was ist mit dieser Lust gemeint? Cicero übersetzt sich das griechische hēdonē mit voluptas und begreift darunter eine Fröhlichkeit in der Seele und eine sanfte Erregung des Angenehmen im Körper. Damit wird er aber Epikur nicht ganz gerecht; dieser vielmehr findet das eigentliche Wesen der Lust in der Schmerzlosigkeit, in der Freiheit von Übeln, in der stillen Ruhe der Seele, in der Ataraxie, wie sein Kunstwort heißt. Eine positive Lust ist nur dann zur Glückseligkeit nötig und ent-

steht nur dann, wenn die Unlust eines unbefriedigten Bedürfnisses gehoben wird, wenn wir über das Nichtvorhandensein der Lust im eigentlichsten und höchsten Sinn, der Lust der vollkommenen Seelenruhe, bekümmert sind. Wenn wir nicht durch eine Unlust beunruhigt sind, so bedarf es auch keiner positiven (bewegten) Lust.

Sollte Nietzsche mit seinem feinen psychologischen Spürsinn recht haben, wenn er ausruft (Fröhliche Wissenschaft, S. 81): „Ich bin stolz darauf, den Charakter Epikurs anders zu empfinden, als irgend jemand vielleicht, und bei allem, was ich von ihm höre und lese, das Glück des Nachmittags des Altertums zu genießen: ich sehe sein Auge auf ein weites weißliches Meer blicken, über Uferfelsen hin, auf denen die Sonne liegt, während großes und kleines Getier in ihrem Lichte spielt, sicher und ruhig wie dies Licht und jenes Auge selber. Solch ein Glück hat nur ein fortwährend Leidender erfinden können, das Glück eines Auges, vor dem das Meer des Daseins stille geworden ist, und das nun an seiner Oberfläche und an dieser bunten, zarten, schaudernden Meeres-Haut sich nicht mehr satt sehen kann: es gab nie zuvor eine solche Bescheidenheit der Wollust."

Die ursprünglichste Lust und die Grundlage aller Lustgefühle ist nach Epikur die körperliche Lust,

die Lust der Sinne. Er wüßte sich die Lust nicht zu denken, wenn er von allen Genüssen der Sinne absehen solle, schreibt Epikur; und sein Jünger Metrodor drückt sich noch schärfer aus: „Jedes Wertes Anfang und Wurzel ist die Lust des Bauches; all das weisheitsvolle und überspannte Zeug läuft am Ende auf sie hinaus“. Er hat sicher mehr Recht mit seiner Behauptung als die „Idealisten“ (besser als Phantasten bezeichnet, da ihr Idealismus nicht auf realistischen Boden gegründet ist) Wort haben wollen. Und wird denn Blüte und Frucht weniger schön, weniger wertvoll, wenn Anfang und Wurzel ihrer Schönheit und ihres Wertes im Erdreich sich verzweigen? —

Die Betonung auch der sinnlichen Lust war es vor allem, die dazu benutzt wurde, Epikur und die Seinen in den schlechten Ruf zu bringen, der dem Namen Epikureer heute noch anhängt. Ganz mit Unrecht; denn Epikur blieb keineswegs bei der körperlichen Lust als höchstem Gut stehen, wie es vor ihm Aristipp getan hatte; höher stand ihm die geistige Lust, die, wie wir sahen, letzten Endes als Ataraxie gefaßt wird.

Wenn wir erklären, schreibt Epikur in seinem Brief an Menoekeus, die Lust ist das höchste Gut, so meinen wir damit nicht die Lüste der Schwelger und überhaupt nicht den sinnlichen Genuß, wie einige, die uns widrig gesinnt sind oder uns miß-

verstehen, glauben, sondern dies, daß der Körper von Schmerzen und die Seele von Unruhe frei sei. Nicht Trinkgelage und Schmausereien, nicht die Wollust an Knaben und Weibern, nicht die Freuden einer kostbaren Tafel erzeugen ein angenehmes Leben, sondern die nüchterne Vernunft, welche die Ursachen unseres Tuns und Lassens erforscht und die Vorurteile vernichtet, von denen die Seele beunruhigt wird. Dazu gehört aber vor allem Einsicht; aus ihr entspringen alle übrigen Tugenden. Ja, Epikur hält es für besser, auf eine vernünftige Art unglücklich als auf eine unvernünftige Art glücklich zu sein. Ein kleines Glück mag einem zufallen; das größte und vornehmste aber muß die Vernunft sich selbst erwerben und bewahren.

Die Hauptsache ist also keineswegs der körperliche Zustand, sondern die Beschaffenheit der Seele. Wenn die Kyrenaiker behaupteten: die körperlichen Schmerzen sind ärger als die der Seele, so entgegnet Epikur: Mit nichten. Der Körper leidet nur von gegenwärtigen Übeln, die Seele aber von den gegenwärtigen, vergangenen und zukünftigen zugleich, und in demselben Verhältnis stehen die geistigen Genüsse zu den sinnlichen. Überdies kommt die Sinnenlust — die „Lust des Fleisches" nennt sie Epikur — in einem Leben von begrenzter Dauer nie zum Abschluß; nur die Vernunft ver-

mag ein in sich vollendetes Leben zu führen, welches der unbegrenzten Zeitdauer nicht bedarf.

Wenn aber auch die Lust als das erstrebenswerteste Ziel aller menschlichen Überlegung und Tätigkeit betrachtet wird, so wählt der Epikureer doch nicht blindlings jede sich ihm darbietende Lust. Jede Lust ohne Unterschied ist etwas Naturgemäßes, und jeder Schmerz etwas Übles, aber unser Verhalten muß sich auf eine vernünftige Abwägung gründen, die auch die Folgen mit in Rechnung zieht. Es kann der Fall eintreten, daß eine Lust nur durch Verzicht auf eine andere, oder nur mit Schmerzen zu erkaufen ist, wie umgekehrt, daß einem Schmerz nur durch Übernahme eines anderen oder durch Verzicht auf eine Lust ausgewichen werden kann. Das Ganze ist zu überschauen, und ein Streben nur bei einem Überschuß von Lust, ein Meiden aber bei einem Überschuß von Unlust sich zu gestatten. In der rechten Abwägung betätigt sich die Einsicht, die Epikur über alles schätzt.

Auf dieses Prinzip gestützt, empfiehlt Epikur ganz besonders die Genügsamkeit und Mäßigkeit, die Gewöhnung an eine einfache Lebensweise, die Vermeidung von kostspieligen und schwelgerischen Genüssen oder doch die seltene Hingabe an dieselben, damit die Gesundheit bewahrt und der Reiz des Genusses immer frisch bleibe. Willst du, so schreibt er an seinen Schüler Idomeneus, willst

du den Pythokles reich machen, so mußt du nicht sein Geld vermehren, sondern seine Begierden vermindern.

Überdies ist alles, was wir bedürfen, einfach, und zur Freiheit von Schmerzen ist nur weniges nötig; alles übrige ist entweder natürlich, aber nicht notwendig, wie das, was nur Abwechslung schafft, Unlust aber nicht beseitigt, z. B. köstliche Speisen, oder es ist weder natürlich noch notwendig und sein Wert beruht auf bloßer Einbildung, so z. B. Kränze, im Wettlauf, oder Statuen, im Staatsdienst erworben.

Alles, was die Natur bedarf, ist aber leicht zu beschaffen, wie umgekehrt das, was nichtig ist, nur schwer beschafft werden kann.

In seinen köstlichen Briefen an Lucilius schreibt Seneca: Wenn jemand seine Zuflucht zu Epikur nehmen wollte in dem Glauben, bei ihm einen Deckmantel für seine Laster zu suchen, so wird er sich arg getäuscht finden. Tretet heran, und lest die Inschrift an seinem Garten: „Fremdling, hier ist gut sein; hier ist die Lust das höchste Gut.“ Bereit steht der gastfreundliche und liebenswürdige Hüter dieses Wohnsitzes und — wird dich mit Gerstengraupen bewirten, auch Wasser in reichlicher Menge kredenzen und fragen: Nun, bist du gut aufgenommen worden? Diese Gärten reizen nicht den Hunger, sondern sie stillen ihn; sie er-

regen nicht durch das Trinken selbst noch größeren Durst, sondern löschen ihn durch ein natürliches Mittel, das obendrein den Vorzug hat, nichts zu kosten. Bei diesem Vergnügen bin ich ein Greis geworden. —

Hatten die übrigen Philosophen und vor allem die Stoiker als das Höchste die Tugend bezeichnet, so hält Epikur die Tugend nur für ein Mittel, das höchste Gut, eben die Lust, zu erreichen. Wenn eure vortrefflichen und schönen Tugenden, so sagt der Epikureer bei Cicero, zu keiner Lust führten, so würde sie sicherlich niemand für etwas Löbliches und Begehrenswertes halten. Auch die Kunst des Arztes schätzt man nicht um ihrer selbst willen, sondern weil sie Gesundheit schafft, und die Kunst des Steuermanns wird nicht als solche, sondern wegen ihres Nutzens für die Schiffahrt gepriesen. So würde auch die Weisheit, die nur als Lebenskunst aufzufassen ist, nicht begehrt werden, wenn sie nichts bewirkte; man verlangt nach ihr nur, weil sie gleichsam der Werkmeister ist, der die Lust beschafft und bereitet. Aus demselben Grunde, nicht etwa um ihrer selbst willen, wird die Tugend der Weisheit gesucht, die der Mäßigkeit geübt, oder die der Tapferkeit und Tätigkeit, ebenso die der Gerechtigkeit, der vier Kardinaltugenden des Altertums.

Die Mäßigkeit: denn sie ist es, welche unser

Tun und Lassen der Vernunft unterstellt und die Lust so genießen läßt, daß kein Schmerz daraus entsteht.

Die Tapferkeit und Tätigkeit: denn weder die Verrichtung einer Arbeit noch das Erleiden eines Schmerzes lockt an und für sich, auch nicht die Geduld, die Emsigkeit, das Nachtwachen, der vielgerühmte Fleiß; man übt vielmehr diese schönen Tugenden nur, damit man ohne Sorgen und Furcht leben kann und Seele und Leib nach Möglichkeit vor Ungemach bewahrt.

Die Gerechtigkeit: denn die Unredlichkeit peinigt die Seele durch ihre bloße Gegenwart; wenn sie etwas unternimmt, kann sie trotz aller Heimlichkeit doch nicht sicher sein, daß es immer verborgen bleibt: in der Regel folgt den Handlungen des Unredlichen zunächst der Verdacht, dann erhebt sich Gerücht und Gerede, dann der Ankläger und zuletzt der Richter. Schon dem ungeschickten und schwachen Menschen nützt sein Unrechttun nichts, da er seine Pläne nicht leicht auszuführen vermag und das eventuell Erreichte nicht festzuhalten vermag; aber auch die Macht an Geist und Vermögen paßt besser zu einem edlen Sinn, denn dadurch erlangt man das Wohlwollen der Menschen und ihre Liebe, was noch wichtiger ist für die Ruhe des Lebens.

Nicht die Tugend also an und für sich macht

glücklich, sondern nur die Lust, die aus ihr hervorgeht; wie eng er jedoch beide miteinander verknüpft, lehrt sein Ausspruch: Es ist kein angenehmes Leben ohne ein einsichtiges gutes und gerechtes Leben, und kein einsichtiges gutes und gerechtes Leben ohne ein angenehmes Leben. Doch ist und bleibt die Lust das A und das O der epikureischen Lehre; sie ist der Ausgangs- und Zielpunkt der menschlichen Glückseligkeit, die Lust, d. h. die Freiheit von Schmerzen des Leibes und der Seele. Alle Unterweisungen und Lebensregeln Epikurs zielen darauf ab, den Menschen durch Naturerkenntnis und Selbsterkenntnis die Mittel an die Hand zu geben, in den dauernden Besitz dieses höchsten Gutes zu gelangen. Und bei fleißiger Beachtung seiner Lehren, so verspricht Epikur seinem Schüler, werde er wie ein Gott unter den Sterblichen wandeln.

Nicht jeder kann zur höchsten Lebensweisheit gelangen; Anlage und Übung gehört dazu; wer aber einmal zur Weisheit gelangt ist, der besitzt sie als unverlierbare Eigenschaft und mit ihr die Glückseligkeit. Ist der Weise auch nicht frei von Affekten und namentlich den edleren Gemütsbewegungen zugänglich, so wird doch seine philosophische Ruhe dadurch nicht gestört. Verschmäht er auch den Genuß nicht, so ist er doch durchaus Herr über seine Begierden und weiß sie zu mäßigen.

Er vermag mit Epikur von Wasser und Brot zu leben und sich dabei Zeus an Glückseligkeit gleich zu achten. Er flieht die Leidenschaften, welche die Ruhe des Gemütes und das Glück des Lebens zerstören. Er hält es für töricht, die Gegenwart mit Sorgen um die Zukunft zu vergeuden und den Mitteln zum Leben das Leben selbst zu opfern. Er geizt nicht nach Ruhm und kümmert sich um die Meinung der Menschen nur soweit, daß er nicht verachtet wird, denn damit wäre auch seine Sicherheit dahin.

Er weiß Beleidigungen mit Ruhe zu ertragen, und wenn er auch vom Unwillen über das Unrecht erregt wird, so läßt er dieses Gefühl doch nicht zum leidenschaftlichen Zorn anwachsen, der mit seiner Gemütsruhe unverträglich wäre.

Er fühlt mit seinen dienstbaren Geistern und verzeiht dem Tüchtigen und Brauchbaren gern, wenn er einmal gefehlt hat.

Er allein hat eine unerschütterliche Festigkeit seiner Überzeugung, er allein weiß das Richtige in der rechten Art zu tun: Nur der Weise versteht dankbar zu sein, heißt es bei Metrodor.

Er läßt sich nicht dadurch die Ruhe rauben, daß einer sagt: ein andrer sei weiser.

Er beneidet niemand um Güter, denen er selbst keinen Wert beilegt; doch lebt er nicht als Kyniker und Bettler.

Er trachtet nach Erwerb, aber mit Weisheit.

Er verschmäht den Schmuck des Lebens durch die Kunst nicht, stellt Bildnisse und Statuen auf, wenn er sie hat, ist aber ebenso zufrieden, wenn er sie nicht hat.

Er sucht überhaupt die Genügsamkeit nicht darin, daß er wenig gebraucht, sondern darin, daß er wenig bedarf.

Er weiß sich in das Unabänderliche zu fügen, aber auch in sein Schicksal selbstbestimmend einzugreifen.

Er macht sich nicht die geringste Sorge, was nach seinem Tode mit ihm geschehen wird; er fürchtet den Tod nicht, ja er sucht ihn, wenn kein anderer Weg offen steht, um unerträglichen Leiden zu entgehen; doch wird dieser Fall nicht leicht eintreten, weil er gelernt hat, auch unter körperlichen Schmerzen glücklich zu sein. Lächerlich ist es, heißt ein Ausspruch Epikurs, aus Lebensüberdruß in den Tod zu rennen, wenn man es durch seine Lebensweise dahin gebracht hat, in ihn rennen zu müssen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß diese ganze Ethik einen stark quietistischen Zug besitzt, wie Kaerst hervorhebt; ein lebhaftes, energisches, auf die Beseitigung von Widerständen gerichtetes Handeln verträgt sich nicht mit dem behaglichen und be-

schaulichen Lebensgenuß, mit dem Ausruhen im Gefühl der eigenen inneren Unabhängigkeit und Freiheit. Ob die Ethik der Epikureer auch egoistisch genannt werden kann, bezweifle ich, ja, ich möchte es bestreiten. Ich verstehe dabei unter Egoismus diejenige Richtung des Denkens und Handelns, welche auf die höchste Ausbildung der Eigenpersön lichkeit in jedem Betracht abzielt, in körperlicher, intellektueller und moralischer Hinsicht*), und diese Ausbildung ist doch nur im lebhaftesten Verkehr mit der Außenwelt zu erreichen, mit Natur und Gesellschaft, ein Verkehr, der zwar fortwährend die Ruhe der Seele und die innere Harmonie stören mag, andererseits aber auch immer wieder die Kräfte des Individuums herausfordert, die dazu gehören, jene Ruhe und Harmonie immer wieder herzustellen.

Goethe kann als leuchtendes Beispiel einer solchen egoistischen Ethik dienen.

Die Epikureer stellen sich die unmögliche Aufgabe, den Menschen frei auf sich selbst zu stellen und in der Unendlichkeit seines denkenden Selbstbewußtseins von allem Äußeren schlechthin unabhängig zu machen. Daß dies ein unmögliches Beginnen ist, zeigt sowohl die biologische wie die

*) Vgl. Spencer, Die Erziehung in Kröners Taschenausgabe.

soziologische Betrachtung des Menschenwesens; denn, wie ein neuerer Soziologe*) bemerkt hat: nicht seiner individuellen Kraft und Herrlichkeit verdankt der Mensch das, was er ist, sondern der Zusammenarbeit aller, und wer von dieser Zusammenarbeit sich ausschließt, kann leicht zu einem verkümmerten Exemplar der menschlichen Gattung werden. In diesem Sinne konnte sich wohl auch Goethe, der doch das höchste Glück der Erdenkinder in der Persönlichkeit fand, am Ende seines Lebens ein Kollektivwesen nennen, welches den Namen Goethe trägt. Es ist nicht schwierig, im abgeschlossenen Garten eine Eigenpersönlichkeit zu sein; im steten Ringen mit der Außenwelt eine Persönlichkeit zu bleiben, scheint mir eine des Menschen würdigere Aufgabe zu sein.

Aber immerhin: völlig will auch Epikur sich nicht abschließen; eine auf freier persönlicher Wahl beruhende Verbindung, die das Lebensgefühl des Individuums bereichert und erhöht, hält auch er für erstrebenswert; eine solche Verbindung steht ihm höher als jede andere, in welche der Mensch vor aller Wahl, rein durch den Zufall der Geburt, hineingerät. „Daher der Kult der Freundschaft, der in der Schule Epikurs betrieben wird. Mit gleichgesinnten und gleichgestimmten Individuen

*) Müller-Lyer, Die Phasen der Kultur. 1908.

sich zu vereinigen, für die eigene Stimmung in der lebendigen Stimmung des Freundes einen lebendigen Widerhall zu finden, im gegenseitigen Austausch von Gedanken, Empfindungen und schönen Handlungen den Resonanzboden eigenen Lustgefühls zu erweitern, das dürfen wir wohl im Geiste epikureischer Philosophie als das eigentliche Ziel der Freundschaft betrachten." Wie hoch Epikur den Wert der Freundschaft schätzte, erhellt aus verschiedenen seiner Aussprüche: von allem, was die Weisheit zur Glückseligkeit des ganzen Lebens beiträgt, ist das Größte der Besitz der Freundschaft. Die Frage ist ihm viel wichtiger, mit wem er essen und trinken, als was er essen und trinken soll; denn ohne Freund ist das Leben die Abfütterung eines Löwen oder Wolfes. Man darf weder die Zudringlichen noch die Unentschlossenen der Freundschaft für wert halten; aber man muß, um eine Freundschaft zu gewinnen und zu erhalten, auch etwas riskieren. Für seinen Freund nötigenfalls die größten Schmerzen oder den Tod zu erdulden, wird der Freund kein Bedenken tragen. Nicht nur gegenseitige Hilfe — die ist unter Menschen selbstverständlich — sondern wechselseitige Förderung und Steigerung kommt aus einer Freundschaft, wie sie der Epikureer nicht nur lehrt, sondern auch übt: ein „Pfeil und eine Sehnsucht nach dem Höchsten" ist der Freund dem Freunde.

Noch in anderer Hinsicht als der des freundlichen Austausches von Gedanken und Freundschaftsdiensten erscheint Epikur der Umgang mit Menschen, sei es auch nur ein Umgang in Gedanken, höchst schätzenswert: Wir müssen, den Rat gibt er, uns irgend einen tugendhaften Mann aussuchen, und ihn immer vor Augen haben, damit wir leben, als schaue er uns zu, und immer so handeln, als ob er es sähe.

Nicht so eingenommen ist der Epikureer für Ehe und Familie. Der Weise tue besser, sich der Ehe und der Kindererziehung zu enthalten, weil sie zu viele Störungen für ihn mit sich bringen, lautet der gute Rat. Mit allen Farben und Tönen schildert Lukrez die verderblichen Einflüsse und Folgen der Liebe. Nicht allein, daß sie die Ruhe des Gemütes zerstört und alle Kräfte verzehrt: Du wirst auch genötigt, nach fremdem Winke zu leben. Unterdessen zerrinnt das Vermögen, man fragt nach Bürgen; Pflichten werden versäumt, es kränkelt Namen und Ehre. Dafür duften die Salben, am niedlichen Fuß glänzt der Sicyonische Schuh; in goldene Reifen gefaßt, leuchtet der grüne Smaragd. Wohl erworbenes Gut der Väter verwandelt sich in Kopfputz, in Haarschmuck, in alidensischen Flor, in dünnes Gewebe von Chios, in meerblauschillernde Kleider. Prächtig ist die Tafel gedeckt, und herrlich bedient, Spiel und

Becher und Salben und Kränze und Blumengehänge erfreuen in buntem Wechsel den Sinn. Aber umsonst! Denn selbst aus der Quelle der Freuden steigt dir ein Bitteres auf, das unter den Blumen dich ängstigt, pocht dir vielleicht das Herz, daß du so die Tage unter müßigem Schwelgen verlebst, packt dich die Eifersucht, wenn sie die Blicke zu oft nach einem anderen geworfen hat und du bildest dir ein, noch Spuren des Lächelns zu sehen. Übel von derlei Art bringt schon die begünstigte Liebe; bei der verschmähten sind sie unzählbar. Hüte dich also, in die Netze der Liebe zu geraten; denn gleich im Anfang sich Amors Schlingen zu erwehren ist weit minder schwer als, wenn du einmal im Netz bist, dich wieder herauszuziehen, die mächtigen Ketten zu zerreißen.

Daß wir Modernen in dem, was Lukrez hier darstellt, nur ein Zerrbild der Liebe zu erkennen vermögen, brauche ich hier nicht näher auseinander zu setzen; Helene Stöcker hat in ihren formvollendeten Aufsätzen über „Die Liebe und die Frauen“ unsere Auffassung über diese Blüte des Menschendaseins dargelegt. Und Goethe, der Prophet unserer modernen Welt- und Lebensauffassung, hat auch hier für unser Empfinden die treffendsten Worte gefunden in den schönen Zweizeilern seiner „Vier Jahreszeiten“:

Kennst du das herrliche Gift der unbefriedigten Liebe?
Es versengt und erquickt, zehret am Mark und erneut's.

Kennst du die herrliche Wirkung der endlich befriedigten Liebe?
Körper verbindet sie schön, wenn sie die Geister befreit.

Das ist die wahre Liebe, die immer und immer sich gleich bleibt,
wenn man ihr alles gewährt, wenn man ihr alles versagt.

Daß freilich nicht jeder für die Ehe in ihrer durch Gesetz und Herkommen geregelten Form geschaffen ist, geben wir Epikur (wie den Christen) zu: was allen erlaubt, ja nötig ist, ist nicht immer dem einen erlaubt und nötig, wie umgekehrt dem einen erlaubt ist, was nicht allen erlaubt sein kann: dem einen, der ein höheres Exemplar der Gattung Mensch darstellt, und der den andern ein Führer ist zum Ideal. Die Menschen sind nicht gleich in ihrem Kulturwert, so sind es auch nicht ihre Rechte, ihre Pflichten. —

Ebensowenig wie die vielfache Sorge und Aufregung des Familienlebens verträgt sich nach Epikurs Meinung politische Wirksamkeit mit dem geruhigen Leben des Philosophen. Teilnahme an den Staatsgeschäften zieht nach seiner Meinung nur von der Weisheit und Glückseligkeit, der eigentlichen Bestimmung des Menschen, ab. Nur wenn jemand eine so unruhige Natur hat, daß er es in der Untätigkeit des Privatlebens nicht aushält, mag er sich in das politische Getriebe mischen; „aber dann besonders ziehe dich in dich selbst zurück, wenn du genötigt bist, unter der

Menge zu leben!" Der Weise befaßt sich mit Politik nur, wenn besondere Umstände es notwendig machen, d. h. für Epikur, wenn seine Ruhe und Sicherheit dabei in Frage kommt. Die Sicherheit des Individuums, der Schutz des persönlichen Daseins ist die einzige Aufgabe des Staates, wie dieser nach Epikur auch nur aus dem Sicherheitsbedürfnis der Einzelnen heraus entstanden ist, durch gegenseitige Verträge, welche die gegenseitige Sicherung vor Angriffen und Schädigungen gewährleisten. Alle rechtliche Verpflichtung und alle rechtliche Sicherung ruhen auf Verträgen, die auf vernünftige Berechnung des gegenseitigen Vorteils gegründet sind. Da nun derartige Verträge nur von denjenigen in Anregung und zur Annahme gebracht werden konnten, die den andern an Einsicht überlegen waren, diese aber dabei natürlich — wie jeder verständige Mensch — ihren eigenen Vorteil im Auge hatten, so läßt sich auch sagen: die Gesetze sind von Weisen um der Weisen willen gemacht, nicht, damit sie kein Unrecht thun, sondern damit sie kein Unrecht leiden.

Das Recht besteht somit nicht von Natur, sondern wird erst durch bestimmte Gesetze, die durch Verträge aufgestellt werden, geschaffen. Die Gesetze wären entbehrlich, wenn alle das einsähen und beachteten, was dem Menschen nützt. Unter und gegenüber von Tieren, die keinen Vertrag zu machen

imstande sind, gibt es weder Recht noch Unrecht; ebensowenig unter und gegenüber Völkerschaften, die den Vertrag, sich gegenseitig nicht schaden zu wollen, nicht machen konnten oder wollten. Recht und Unrecht sind also an und für sich nichts, Ungerechtigkeit an und für sich kein Übel, dies liegt nur in der Furcht vor Entdeckung der Übeltat, in der Furcht vor Strafe, die für den Epikureer allein schon eine hinreichende Strafe bedeutet, da sie ihn des höchsten Gutes beraubt, des Seelenfriedens.

Wird etwas zum Gesetz erhoben, was sich für die gesellschaftliche Verbindung als nicht zweckmäßig erweist, so ist es auch kein Recht und nicht verbindlich. So auch, wenn neue Umstände und neue Verhältnisse eintreten, können Gesetze, die in anderen Umständen und Verhältnissen gut, d. h. nützlich waren, ihre rechtliche und rechtsverbindliche Natur verlieren. Mit anderen Worten: Gesetz und Recht sind relative Dinge; sie tragen ihren Wert und ihre Berechtigung nicht in sich selbst, sondern nur in Hinsicht auf Wohl und Weh des Menschen. Sie sind zu messen an dem Rechte, das mit uns geboren ward, und jede neue Generation hat für sich das Recht, das Recht der älteren Generation zu prüfen, es zu bejahen oder zu verneinen. Die neue Generation braucht dabei keineswegs eine zeitliche zu sein; sie ist oft nur eine neue Generation an fortgeschrittener Einsicht. Ihre Rechts-

formel hat einer unserer besten Freunde ausgesprochen in dem Wort: „Des Menschen Sohn ist Herr auch über den Sabbath!“

So ist Epikurs Philosophie der Lebensfreude. Von den Sinnen geht sie aus. Sie offenbaren dem Epikureer die Pracht und Herrlichkeit der Welt, die er ohne Furcht vor den Schrecknissen einer religiösen „Hinterwelt“ genießt und — ohne Hoffnung auf die Freuden eines eingebildeten Jenseits — voll genießt Mit der Einsicht des Weisen! Rein im Sinnlichen bleibend, ganz Auge, ganz Ohr, ganz nur Gefühl, schwelgend in Farben und Formen, in Tönen und Harmonien, in der Seligkeit des körperlichen Genusses, wenn Leben sich des Lebens freut — aber doch fähig, das Sinnliche in die Sphäre des Geistigen zu erheben und mit gleicher Lust im Geistigen zu verweilen: in der Seligkeit des Denkens und Erkennens und des schöpferischen Gestaltens, im gebenden und empfangenden Wechselverkehr mit hochgesinnten Freunden und Freundinnen gleicher Art, heiter, wie ers genossen, das Leben verlassend: in allem sein eigener Herr und Gesetzgeber — so ist der Epikureer!

Schriften von Ernst Haeckel

Die Welträtsel. Gemeinverständliche Studien über monistische Philosophie. 12. Aufl. ℳ 28.—; gebunden ℳ 36.—

Die Welträtsel. Neu bearbeitete Taschenausgabe. gebunden ℳ 10.—

Die Lebenswunder. Gemeinverständliche Studien über biologische Philosophie. Ergänzungsband zu dem Buche über die Welträtsel. 4. Auflage. ℳ 28.—; gebunden ℳ 36.—

Gott-Natur (Theophysis). Studien über monistische Religion. 2. Auflage. ℳ 3.—

Gemeinverständliche Vorträge und Abhandlungen aus dem Gebiete der Entwicklungslehre. 2. Auflage. 2 Bände. Mit 81 Abbildungen im Text und 2 Tafeln in Farbendruck. ℳ 30.—; gebunden ℳ 40.—

Aus Insulinde. Malayische Reisebriefe. 2. Auflage. Mit 72 Abbildungen, 4 Karten und 8 Einschaltbildern. ℳ 24.—; gebunden ℳ 30.—

Arbeitsteilung in Natur und Menschenleben. ℳ 3.—

Der Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft. Glaubensbekenntnis eines Naturforschers. Altenburger Vortrag. 16. Auflage. ℳ 3.—

Freie Wissenschaft und freie Lehre. Eine Entgegnung auf Rudolf Virchows Münchener Rede über „Die Freiheit der Wissenschaft im modernen Staat". 2. Auflage. ℳ 3.—

Über den Ursprung des Menschen. Cambridge-Vortrag. 12. Auflage. Vergriffen. Neue Auflage in Vorbereitung.

Das Weltbild von Darwin und Lamarck. 2. Aufl. ℳ 3.—

Zellseelen und Seelenzellen. (Concordia) ℳ 3.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

KRÖNERS TASCHENAUSGABE

SCHOPENHAUER: Aphorismen zur Lebensweisheit

Grundsatz: Aller Genuß und alles Glück ist negativer, der Schmerz hingegen positiver Natur; deshalb geht der Vernünftige auf Schmerzlosigkeit, nicht auf Genuß aus.

Band 16 — Gebunden M 270.—

W. WUNDT: Die Nationen u. ihre Philosophie

Der berühmte Philosoph schildert die Geschichte der europäischen Philosophie nach ihrem allgemeinen Gedankeninhalt von der Zeit der Renaissance an bis zur Gegenwart.

Band 18 — Gebunden M 270.—

KONRAD STURMHOEFEL: Geschichte des Deutschen Volkes, 2 Bände

Sturmhoefel kam es besonders darauf an, den bestimmenden Anteil der großen Persönlichkeiten am geschichtlichen Werden unseres Volkes klar und scharf herauszuarbeiten.

Band 19 und 20 — Gebunden je M 200.—

Im Druck:

Nietzsche-Worte über Staaten und Völker

In diesem Bändchen ist eine treffliche Auswahl von Aphorismen von der Schwester des Autors zusammengestellt. Es ist erstaunlich, mit welcher Sicherheit Nietzsche die Entwicklung der jetzigen Zeit vorausgesehen hat.

Band 21 — Gebunden ca. M 200.—

ERNST HAECKEL: Die Lebenswunder

Es wird allgemein mit Freuden begrüßt werden, daß die „Lebenswunder" nun auch als Ergänzung zu den „Welträtseln" zu einem wohlfeilen Preise in Kröners Taschenausgabe aufgenommen wurden.

Band 22 — Gebunden ca. M 270.—

K. HEINEMANN: Lebensweisheit der Griechen

Der neue Band wird allen Freunden der griechischen Literatur im Anschluß an die Lektüre „Klassische Dichtung der Griechen" aus der Feder des gleichen Verfassers ebenfalls sehr willkommen sein

Band 23 — Gebunden ca. M 240.—

Die Sammlung wird fortgesetzt

Oktober 1922 — Preisveränderungen vorbehalten